

Wandermappe.

== Illustrierte Beilage zum ==
„Gottscheer Bote“.

Nummer 3

Gottschee, am 4. Feber.

Jahrgang 1915.

Tugend.

Die Tugend ist des Menschen schönste
Zierde,
Die man im Kampf des Lebens soll be-
wahren;
Sie scheint, wie wir oft meinen, eine
Bürde,
Doch zeigt sie herrlich sich in spät'ren
Jahren.

Das Laster macht dem Menschen mehr
Behagen
Und fröhnen diesem viele lieber als der
Tugend,
Doch viel Geschöpfe werden einstens kla-
gen,
Daß dies der Schaden war in ihrer Ju-
gend.

Drum Kind der Welt! O fliehe die Ge-
fahren
Und weihe dich der Tugend immer mehr
und mehr,
Wenn Gott dich einst beschenkt mit vielen
Jahren,
Dann zeigt der Preis der Tugend sich sehr
hoch und hehr.
Degenhart.

Das tägliche Brot.

Der Krieg hat viele wieder beten ge-
lehrt, aber uns alle hat er wieder inbrün-
stiger und demütiger als in den Tagen
des wirtschaftlichen Aufschwunges und äu-
ßeren Friedens um das tägliche Brot be-
ten gelehrt: „Gib uns heute unser tägli-
ches Brot!“

In der Zeit, da unsere Feinde, die un-
ser anders nicht Herr werden, uns aus-
hungern wollen, erfassen wir wieder tie-
fer den Sinn dieser ein ganzes soziales

und kulturelles Programm enthaltenden
Bitte des Vaterunsers.

Wir erkennen wieder klarer, daß nicht
Menschenfleiß und Reichtum und gesunde,
arbeitsfähige Hände allein das tägliche
Brot sichern, sondern daß es Gottes güti-
ge Hand ist, die uns das zum Leben Nö-
tige spendet.

Wir fühlen uns wieder mehr als eine
große Gottesfamilie, zu der nicht bloß wir
selbst, sondern auch unsere Mitmenschen
gehören, weshalb wir auf einander Be-
dacht nehmen müssen, damit nicht allge-
meine Hungernot eintrete.

Wir begreifen, wenn wir an die Flücht-
linge und Soldaten denken, warum wir
heute, d. i. jeden Tag um dieses Brot bit-
ten u. Gott es heute uns geben soll, da
so viele sind, die gestern noch in Überfluß
oder doch ohne Not waren und heute, ja
mitunter mehrere Tage hindurch, keinen
Bissen Brot zu essen haben.

Die gemeinsame Not zeigt uns, warum
wir um unser Brot beten sollen, nach-
dem wir alle, ob reich ob arm, ob Kaiser
oder einfacher Soldat dasselbe „Kriegs-
brot“ essen und besorgt sein müssen, daß
dieses „unser Brot“ bis zum glücklichen
Ende des Krieges ausreiche.

Und das tägliche Brot, das vielleicht
manchem vor dem Kriege schon zuwider
war und das er nicht mehr geachtet und
geehrt, es kommt wieder zu Ehren und zu
Geschmack, obwohl es schwärzer und we-
niger schmackhaft, dafür aber teurer ge-
worden ist. Die Not lehrt beten und auch
essen.

Ja, das Brot steigt wieder im Werte
bei den Menschen und wir sind tausend-
froh und danken Gott, daß wir wenigstens

noch Brot haben. Gern verzichten wir,
um genügend Brot zu behalten, auf Ku-
chen und feine Bäckereien und auch man-
cher, der bisher nicht ums liebe Brot hat
sorgen und arbeiten müssen, gewinnt das
Brot lieb und sieht im „lieben Brot“ eine
der wertvollsten Gaben Gottes. Denn
ohne Brot würden auch die anderen Din-
ge uns wenig nützen und wir dringen in
die Weisheit der Mahnung des Herrn ein,
die uns um das tägliche Brot bitten
heißt und nicht um Geld oder andere Er-
dengüter. Brot bedeutet soviel wie Speise
überhaupt und begreift in sich im weiteren
Sinne alles Nötige und Nützliche zum
Leben der Menschen, die ein uralter Dich-
ter der Griechen schon als „die Brotesser“
bezeichnet.

Diese Anschauung vom Brot als einer
edlen Gottesgabe lebt und wurzelt von al-
tersher in der Seele des deutschen Volkes,
sie äußert sich in seiner Märchen- und Sa-
genwelt, seinen Sprichwörtern und seinem
Schrifttum. In alten Büchern lesen wir
oft vom „lieben Brot“, von der Gottesgabe
des Brotes, von dem kein Krümchen ver-
loren gehen dürfe. Und in der Sage vom
Riesenspielzeug wird uns die Wichtigkeit
des Bauernstandes vor Augen geführt,
ohne den wir kein Brot hätten. Auch der
jetzige Krieg lehrt uns mit dem Brote auch
den Bauernstand wieder schätzen und ehren.

Sinnreich ist die schöne Sitte des ka-
tholischen Volkes, daß Vater oder Mutter,
bevor sie den Laib Brot anschneiden,
darüber das Kreuzzeichen machen, um es
gewissenmaßen zu segnen und als eine
Gabe Gottes zu bezeichnen, die im hl.
Abendmahl zugleich unsere Himmelspeise
wird. Es soll damit aber auch gesagt sein,

daß derjenige, der uns um das tägliche Brot beten gelehrt hat, es auch ist, der es uns gibt. Denn er hat gesagt: „Was immer ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben.“

Diese Verheißung ist auch unser Trost und unsere Zuversicht im jetzigen Kriege. Je inständiger, vertrauensvoller, demütiger und ergebungsvoller wir Gott um das tägliche Brot bitten, je gewissenhafter wir aber auch mit dem Brot gewissermaßen als mit etwas Heiligem umgehen, je höher wir es schätzen und je dankbarer wir diese Gabe Gottes annehmen, desto sicherer und reichlicher wird sie uns zuteil werden und desto weniger werden wir vor Hungersnot uns zu fürchten haben, durch die uns unsere grimmigen Feinde bezwingen und demütigen wollen. Dann wird das tägliche Brot, das für uns alle reicht, zu unserem Siegeszeichen werden. Drum unsere tägliche Bitte: „Gib uns heute unser tägliches Brot!“

Goldene Jugendzeit.

Hu! wie der hölzerne Schlitten saust
Über den blinkenden Schnee,
Seht nur die fröhliche Kinderschar,
Die sich dort tummelt am See.

Freudig genießen die Kinder jetzt
Winters gar selige Lust,
Ihnen ist fremd noch des Lebens Ernst,
Trosinn erfüllt ihre Brust.

Ach! wie entflieht doch so schnell die Zeit,
Da wir gewesen ein Kind,
Weg ist die goldene Jugendzeit,
Steh'n jetzt in Wetter und Wind.

Nie kehret sie wieder, die schöne Zeit,
Sie ist auf immer vorbei,
Es gilt der Spruch so recht voll und ganz:
Einmal im Leben nur blüht der Mai.

Klemens Reichl.

Seid sparsam!

Das Sparen ist eine Tugend, die in früheren Zeiten häufiger war als in unseren Tagen, da höhere Löhne und leichter Verdienst eine bessere Lebenshaltung mit sich brachten und die mit der fortschreitenden Kultur wachsende Genußsucht schon die Jugend, die noch hätte sparen können, erfaßt hat. Damit schwand auch der Sparsinn im Volke, der auch das Kleinste im Haushalte, im Geschäfte, in der Wirtschaft nicht unbeachtet läßt und zu verwerten weiß. Die Bemühungen Einsichtsvoller, den Sparsinn zu heben, waren zwar nicht erfolglos, aber doch nicht von durchschlagender Wirkung.

Da kam der Krieg und dieser große Erzieher der Menschheit hat auch dem Sparen ein ernstes Wort geredet. Die Not

lehrt auch sparen und so soll aus der Not eine Tugend werden.

Wir wollen heute, anschließend an den vorhergehenden Leitartikel vor allem vom Sparen mit dem Brote reden.

In Österreich wie in Deutschland wird von seiten der Behörden und Fachmänner dringend gemahnt, sparsam mit dem Brotgetreide, Mehl, Kartoffeln und anderen Lebensmitteln umzugehen, damit die Bevölkerung das Auslangen finde bis über die nächste Ernte, von der wir noch gar nicht wissen, wie sie ausfallen wird. Viele sehnen den Frieden herbei, aber der schmachlichste Friede, den wir zu schließen gezwungen sein könnten, wäre der „Hungerfriede“. Ein jeder Staatsangehörige hat ein Stück Mitverantwortung für das Schicksal des Vaterlandes, ob es siegen oder unterliegen werde.

Die Millionen von Männern, Frauen und Kindern, die daheim bleiben müssen u. für das Leben u. die Gesundheit Angehöriger im Felde u. um den Sieg des Vaterlandes besorgt sind, können durch Sparsamkeit den Sieg miterringen helfen. Eine umso größere Schmach aber wäre es, wenn wir durch Verschwendung oder Mangel an Entfagung den Sieg unserer Truppen vereiteln oder doch schmälern würden. Die Toten auf den Schlachtfeldern müßten als Ankläger gegen uns auftreten und uns als unwürdige Zeitgenossen dieser Helden des Vaterlandes erklären.

Stellen wir eine kleine Gewissensforschung an, wie es bei uns diesbezüglich steht.

Unsere Soldaten schmachten oft nach einem Stückchen trockenen Brotes und müssen mitunter, wenn sie versprengt werden, wofür Beispiele vorliegen, mit Krautblättern, Baumrinde u. dgl. ihr Leben bei den größten Strapazen fortfristen. Und wir, haben wir Ehrfurcht vor jedem Stückchen Brot? Haben wir unseren Bedarf an Weißbrot eingeschränkt? Essen wir auch das Kriegsbrot, das selbst Kaiser und Könige nicht verschmähen? Eine Umfrage in Deutschland hat ergeben, daß viele „bessere Kreise“ es noch gar nicht kennen, oder nicht mögen. Verdienten nicht solche Herrschaften samt und sonders in die Schützengräben gesteckt zu werden? Dort würden sie „Kriegsbrot“ essen lernen. Trifft es nicht auch bei uns zu, was reichsdeutsche Bäckermeister und Konditoren sagen, daß sie an einem schlechten Geschäftsgange noch wenig merken und daß sie noch nie soviel Kuchen verkauft haben, wie in diesem Jahre? Ist die kürzlich gestellte Bitte der Wiener Zuckerbäcker an die Regierung um zehn Waggons Mullermehl nicht eigentlich eine Anklage gegen die Bevölkerung, die trotz der sie ringsumgebenden Kriegsnot noch immer nicht von ihrem Wohlleben lassen will? Wenn auch nicht zu wünschen ist, daß die Zuckerbäcker ihre Betriebe schließen und ihre Arbeiterschaft entlassen sollen, so gibt es doch in der Not, als die der Zuckerbäcker. Vom Ja-

milientische des Deutschen Kaisers sind Schlagsahne und feine Kuchen und Bäckereien seit Kriegsbeginn verschwunden. Es gibt übrigens auch Kuchen aus geringerem Mehle, zum Teil sogar aus Schrotmehl und auch die sind schmachhaft, wenn man nicht verwöhnt ist. Sind nicht auch die Kaffeehäuser noch überfüllt, wo man sich bei Kaffee und Wein und Schleckerei mit der Lektüre schaurig-schöner Kriegsschilderungen und Kriegsberichte unterhält? Haben wir da wirklich den Ernst der Kriegszeit schon erfaßt oder muß Gott noch schlimmere Zeiten schicken, ehe wir unseren auf's Sinnliche allein gerichteten Sinn ändern?

Seid sparsam! Das ist darum nicht bloß ein sittliches, sondern auch ein vaterländisches Gebot, das wir unseren Kindern und Hausgenossen besonders in der jetzigen Zeit der Not einprägen wollen.

Seid besorgt um das Brot, als ob es heilig wäre. Hütet euch, auch nur eine Krume dieser kostbaren Gottesgabe zu vergeuden. Laßt von eurem Frühstückstisch die weißen Brötchen möglichst verschwinden. Eßt allein das Brot, das zu essen in dieser Zeit sich geziemt: Kriegsbrot! Vergeudet nicht das gute Mehl, und begnügt euch mit dem Mischemehl. Bei einigem Verständnis lassen sich auch daraus sehr schmackhafte Speisen herstellen. Betrachtet auch die Kartoffel nicht als wertlose „Zukunft“, denn sie ist es, die uns das „Durchhalten“ ermöglicht. Bringt ihr deshalb Achtung entgegen und bewahrt sie vor Verderben. Sofern ihr nicht Vieh habt, das zu füttern eure Aufgabe ist, schält die Kartoffeln nur in gekochtem Zustand. Wenn alle Haushalte es tun, werden täglich Tausende von Zentnern gespart.

Viele einsichtsvolle Bäcker haben sich entschlossen, nur eine oder zwei Sorten Weißbrot und nur einmal des Tags zu backen, wodurch nicht bloß viel überflüssiges Gebäck vermieden, sondern allein schon an Wirkmehl manches Kilo erspart wird. Wenn auf diese Weise täglich bei einem Bäcker nur 1 Kilo Mehl erspart wird, so macht das bei 10.000 Bäckern täglich einen Waggon Mehl, der uns erhalten bleibt. Und in jetziger Zeit spielt jeder Waggon Mehl eine Rolle, denn wenn auch die vorhandenen Vorräte ausreichen können, so reichen sie doch nur aus, wenn der Sparsinn des Volkes damit hauszuhalten weiß.

Seid sparsam! gilt freilich auch von anderen Dingen der Lebenshaltung, besonders auch von dem Gelde und vermeidet überflüssige Ausgaben; widmet vielmehr das, was ihr euch absparen könnt zur Linderung der Not des Nächsten. Denn das ist die Krönung der christlichen Tugend der Sparsamkeit, wenn mit der Sparsamkeit bei sich selbst das Wohlthun gegen andere sich verbindet. Einem solchen Sparen ist doppelter Segen des Himmels sicher.

Verwundet.

Ich seh' den Sonnenball sich neigen,
Die Dunkelheit sinkt schon ins Tal;
Ich liege hier auf Tannenzweigen
Im Schmerz — nach Kampf und großer
Qual.

Der Nachtwind bläst am Waldessaume
Mühl durch mein blutgetränktes Haar;
Verwundet lieg ich wie im Traume
Hier, abseits von der Kriegsgefahr.

Im Tale zu der Tannen Füßen
Blick ich zum Himmel stumm und lang,
Der Wind soll meine Heimat grüßen,
Wie wird ums Herz mir weh und bang.

Wird man mein schmerzlich Sammern
hören
Nach dieser Schlacht, gehezter Pein?
Wird man auch stillen mein Begehren,
Wird man mich finden hier allein?

Und so wie dort im Himmelskreise
Der Sonnenstrahl verglühn muß,
Send' ich dann segnend noch ganz leise,
Der Heimat meinen letzten Gruß.
Anton Liffa.

Zeitgeschichtchen.

— **Liebesgabe und Eifersucht.** Die Tochter einer Familie in Naumburg sandte kürzlich als Liebesgabe einen selbstgefertigten Schal und Zigarren ins Feld und fügte ihrer Sendung ein Kärtchen bei, auf dem sie den unbekanntem Empfänger bat, er möge doch mitteilen, ob ihm die Sachen Freude gemacht hätten. Sie hatte einen ungeahnten Erfolg, denn jetzt lief folgender Brief ein: „Geehrtes Fräulein! Soeben erhielt ich in einem Brief die Karte an meinen Gatten, die Sie ins Feld geschickt haben. Freut mich sehr, daß Sie der Krieger draußen gedenken, aber ich möchte Ihnen doch Klarheit schaffen: wenden Sie sich mit Ihren Liebesgaben an ledige Herren und lassen Sie verheiratete Männer damit verschont. Jäger Franz M. ist verheiratet und Vater zweier Kinder. Bis jetzt steht es immer noch in meinen Kräften, selbst meinen Gatten zu versehen und zufriedenzustellen. Also, bitte, unterlassen Sie es, meinen Gatten jemals wieder zu belästigen. Er hat genug an mir. Frau M.“ — Das energische Schreiben rief in der Naumburger Familie Staunen hervor, dann aber Heiterkeit; denn die Absenderin des Liebesgabenpakets und des Kärtchens ist eine junge Dame von erst — elf Jahren.

— **Eine Riesenlawine.** Wie in Italien die Erdbeben, so richten in den Schweizer Bergen die Lawinen mitunter große Verheerungen an und werden zum Schrecken der Bewohner. Aus Zürich wird vom 15. Jänner gemeldet: Gestern ging in Obergestellen in Oberwällis eine ungeheure Lawine nieder, welche die Schmiede, die Bäckerei und das Gasthaus gänzlich zer-

störte und die übrigen steinernen Wohnhäuser schwer beschädigte. Ein großer Wald wurde von der Lawine mit ins Tal gerissen. Die Einwohner konnten noch rechtzeitig flüchten, so daß wahrscheinlich kein Menschenleben zu beklagen ist. Dagegen ist ein großer Teil des Viehbestandes umgekommen. Infolge der ungeheuren Schneefälle im ganzen Alpen- und Juragebiet herrscht wegen der eintretenden warmen Witterung große Lawinengefahr.

— **Wie man einen Sitzplatz bekommt.** Wie aus Kansas City berichtet wird, betrug dort eine junge Dame die Straßenbahn, die einen Gegenstand, sorglich in ein weißes Kissen eingehüllt, in ihrem Arm trug und mit Zärtlichkeit an sich drückte. Sogleich sprangen einige Herren auf und boten ihr einen Platz an, worauf sie sich befriedigt nieder setzte und das Paket behutsam in ihrem Arm wiegte. Ein Herr rückte unauffällig ihr Kissen etwas beiseite und stellte fest, daß es eine große Holzpuppe mit rosig angemalten Bäckchen war. Die Dame gab denn auch auf Befragen zu, daß sie mit ihrem „Baby“ die Straßenbahn besteige, weil sie früher so oft habe stehen müssen, und daß sie auf diese Weise immer einen guten Platz erhalten habe.

Buntes Allerlei.

Eine Feldpostkarte. hatte folgende Wortlaut, den die „Täg. Rundschau“ veröffentlicht:

An unserer Grenze
Ist's so:
Jeweilig brennt se,
Lichterloh
Flammt manches Haus.
Rosaken schnarchen im Walde,
Warte nur, balde
Reißen sie aus!

Gastfreundschaft.

Auf dem Lande unter Nachbarinnen: „Was haben Sie da? Grüne Tapeten? Ja wissen Sie denn nicht, daß die sehr gefährlich sind? Sie enthalten Arsenik!“ — „Das ist wahr, meine Liebe; man hat das meinem Manne auch gesagt, und wir wollten sie dem Fabrikanten auch zurückgeben; wir haben sie aber doch behalten, um das Gastzimmer zu tapezieren.“

Zum Vergnügen.

Ein Berliner, der durch Steglitz kam, kehrte in einem dortigen Gasthause ein und fand den Wirt beschäftigt, einen Knaben aufs unbarmherzigste durchzuprügeln. Nach einer Weile fragte der Fremde den Wirt, wer der Gezüchtigte sei. „Der ist aus der Stadt,“ erwiderte der Gefragte, „es ist meines Bruders sein Sohn und hält sich bloß zum Vergnügen hier ein paar Tage auf.“

Mißverständnis.

Der Herr Doktor macht seiner Dame beim Tanzen sehr die Cour. Diese wird unwohl und flüchtet sich ins Nebenzimmer an die Brust ihrer Tante. Der Doktor folgt ihr

besorgt und fragt voll Teilnahme: „Gnädiges Fräulein, was haben Sie?“ Die Dame haucht halb ohnmächtig: „40.000 Mark sofort, später von der Mutter noch ein schönes Anwesen auf dem Lande.“

Sehr einfach.

Ein reicher Bauer kam in die Stadt geritten, um sich eine Klage über seinen Nachbar aufsetzen zu lassen. Als er aber vor dem Hause des Advokaten keine Gelegenheit fand, sein Pferd anzubinden, so rief er dem Advokaten zu, der zufällig aus dem Fenster heraus sah: „Se, ist er der Advokat, der die Klagen macht?“ — „Ja!“ erhielt er zur Antwort. — „Was kostet denn eine bei ihm?“ fuhr er fort. — Der Advokat lachte über die sonderbare Frage und sagte: „Ihr könnt sie zu einem Gulden, zu einem Taler, auch für zwei, drei Gulden haben.“ — „So!“ erwiderte der Bauer, „na, so werfe er mir einmal eine für einen Taler herunter.“

Gerechtfertigter Wunsch.

Bei der Behörde hat ein Herr Audienz, der um Namensveränderung anjucht. — „Wie heißen Sie?“ — „Mein Name ist Biez.“ — „Ja, das ist doch ein ganz schöner Name; weshalb wollen Sie ihn denn ändern?“ — „Ich habe doch ein Geschäft! Und sowie ich am Telephon sage: Hier Biez! ruft der andere immer: Machen Sie die Türe zu.“

Schroffe Ablehnung.

Der reiche Herr Gutenthal befand sich beim Herrn Baruch auf der Brautschau. Als die beiden Herren verschiedene Angelegenheiten besprochen und geordnet hatten, sagte Herr Baruch: „Und nun erlauben Sie mir, Ihnen meine Tochter Sarah vorzustellen.“ — Herr Gutenthal, der eine Schönheit erwartete, war geradezu entsetzt von der Häßlichkeit des Fräuleins und sagte: „Danke! Sein Sie so gut und stellen Sie sie wieder weg.“

Sein Bedenken.

Der alte franke Wastel hatte sich den Pfarrer holen lassen und als er seine Beicht abgelegt, sagte er nach einer Weile: „I moanet, mir geht manchmal oans im Kopf 'rum.“ — Pfarrer: „Nun, so sag's mir, Wastel!“ — Wastel: „No i hob halt, wie i 20 Jahre alt g'wesen bin, a Derndl gern geseh'n und a Kamerad von mir a. Da san mer amal auf'n See g'fahren und da hab i' ean halt 'nausg'schmiss'n, und da hab i' mir scho' manchmal denkt, ob eam net am End' do 'was passiert is, weil i ean seit der Zeit nimma g'feh'n hab'.“

Bedauerlich.

Der Hausherr eines Kurortes sagte zu einem Wohnung suchenden Herrn: „Die Wohnung liegt, wie Sie sehen, hart am Walde. Da haben Sie den Duft der Tannen fortwährend im Zimmer. Den Geruch müssen Sie sich einmal ansehen. Großartig, und wie gesund das ist! Haben Sie vielleicht einen Brustkranken in Ihrer werten Familie?“ — Mieter: „Nein.“ — Hausherr: „Das ist aber wirklich schade!“

Glencoe, das Tal des Weinens.

Von Melati von Java.

Aus dem Holländischen übersetzt von
Leo Tepe van Heemstede.

(Fortsetzung.)

„Es freut mich, das aus Eurem Munde zu vernehmen.“

„Versteht mich aber recht! Was mich veranlaßt, die Hochländer zu hassen, ist nicht das Böse, was sie Euch oder Eurem Better zugefügt haben, sondern die Gefahr, worin sie den Staat bringen, die Schande, womit sie Schottland bedecken. Ihnen ist es zuzuschreiben, daß das Land nördlich des Tweed in den Augen der meisten Engländer um wenig besser ist, als eine Räuberhöhle; sie befinden sich in einem Zustande, der eher in den Wildnissen der Neuen Welt gefunden werden sollte, als einige Tagereisen von Edinburg, dem schottischen Athen, entfernt.“

„Ihr übertreibt wohl einigermaßen, Mylord!“

„Wollte der Himmel, daß ich übertreibe, Graf! Ich begreife, daß es Euch nicht angenehm ist, diese Dinge von Eurem Lande zu hören, das auch das meinige ist. Ich weiß, daß auch Ihr an der Spitze verschiedener Clans steht, die an Wildheit und Roheit den Macdonalds von Keppoch und Glencoe nicht nachstehen; aber die Wahrheit muß gesagt werden, wenn sie auch nicht angenehm klingt. Und ich wiederhole es noch einmal: Zu König Bruce's Zeit war dieser Zustand vielleicht angemessen, aber mit unsrer jetzigen Staatseinrichtung ist er unvereinbar. Was ruft die Clans zu den Waffen? Ist es Liebe zu den Stuarts oder ist es Sympathie für das Streben Wilhelms von Oranien? Ich frage Euch selbst, Graf von Argyll, was treibt Eure Landsknechte zum Kampfe und zu solchen Taten an?“

„Ich weiß nicht, — Mylord — es kann sein,“ stotterte der Graf, der die Augen vor Dalrymple's durchdringendem Blick senkte.

„Wißt Ihr es denn nicht, dann werd ich es Euch sagen, Argh! Es sind ihre kleinlichen Fehden untereinander, der Haß, durch eine gestohlene Kuh oder ein getötetes Schaf erzeugt, welcher die Triebfeder ihrer Handlungen ist. Wäret Ihr an der Seite von König Jakob geblieben, ich glaube bei Gott, daß ihr aller Haß gegen die Campbells stark genug gewesen wäre, um sie zu treuen Anhängern unsres Königs Wilhelm zu machen.“

„So daß ihr Widerstand eigentlich eine Rebellion gegen mich wäre!“

„Ihr sagt es. Die Arghlles — verzeiht mir das offene Wort — waren um kein Haar besser als die übrigen. Was diese jetzt im kleinen stehlen, haben Eure Ahnen im großen geraubt. Es wird an kein Ende kommen mit dem Streit der Clans, an kein Ende mit der Annäherung der Häupter, bis alle Berge und Täler von dem Ungeziefer gesäubert sind, bevor das Hochland den männlichen Gesetzen der Ordnung und Zucht unterworfen ist, die für ganz England u. Schottland gelten, bevor die Clans mit ihren eigenen Farben, ihrer eigenen Religion und ihrer eigenen Verwaltung mit Feuer und Schwert, wenn es sein muß, auseinander gesprengt sind.“

Es geschah selten, daß Sir John seinen inneren Empfindungen so offen Luft gab; man sah es ihm an, daß dies eine Sache war, die ihm nahe zu Herzen ging, die er reiflich und ernstlich überlegte und zum Ziele seines politischen Strebens gemacht hatte.

Der Graf von Argyll schwieg; er fühlte, daß vieles in den Worten des Ministers auch ihm galt, und er war feig genug, die Verantwortung für das, was seine Landsleute verbrochen hatten, so weit als möglich von sich fortzuschieben.

„Es ist viel Wahres in Euren Worten,“ sagte er vorsichtig, „ich bekenne, daß der Zustand wohl seine bedenkliche Seite hat.“

„Sagt lieber, daß es eine Schande ist für das zivilisierte England, für das ritterliche Schottland! Bekennet, daß die Gesetze, der Handel, die Industrie keine größeren Feinde haben, als die schottischen Räuberdiebe! Jedes Oberhaupt ist ein kleiner König in seinem Kreis. Die Kameron's sind keine Untertanen von Jakobus, von Wilhelm oder Maria, sondern von Sir Ewan von Lochiel, und so gehorchen die Macgeods nur dem wilden Duard und die Macdonalds von Glencoe dem schlauen Mac Jan. Er hat Recht über Leben und Tod, über Krieg und Frieden. Ich habe von einem Gericht gehört, das der alte Mann abgehalten hat. Einer seiner Leute hatte den anderen bei Gelegenheit eines Raub- oder Streifzuges verraten. Was befiehlt nun der alte Wolf? Er läßt den Verräter an einen Baum binden und wirft ihm seinen Dolch in die Brust; die andern folgen seinem Beispiel, und so wird der arme Teufel grausam ermordet. Ich frage Euch, ob das nicht himmelschreiend ist, und ob ich nicht recht habe, die verfluchten Clans die Geißeln des Königreichs zu nennen?“

„Und der schlimmste von allen ist der Clan von Glencoe; mehr als je bedauere

ich jetzt, daß auch sie zu Kreuze gekrochen sind und . . .“

Ein Diener trat ein und meldete, daß John Campbell Graf von Breadalbane dringend vorgelassen zu werden wünsche; der Minister willigte ein, ihn zu empfangen, und der Graf erschien. Sein Angesicht trug die Spuren lebhafter Erregung und seine Augen funkelten vor heimlicher Lust.

„Ich habe Euch eine überraschende Kunde zu überbringen,“ sagte er nach der gewöhnlichen Begrüßung, „ich suchte Euch, Better Archibald, in Eurer Wohnung, und da vernahm ich, daß Ihr beim Minister wäret. Was ich Euch zu sagen habe, wird Mylord ebenso sehr interessierten als Euch. Unser Todfeind, Mac Jan von Glencoe, hat sich nicht unterworfen.“

„Wie?“ riefen die beiden andern zugleich, „täuscht Ihr Euch nicht? Hat er den Eid nicht abgelegt?“

„Ja, er hat ihn geschworen, aber zu spät,“ und er legte die Briefe, die er aus Schottland erhalten, vor den Ministern hin.

Totenstille herrschte eine Zeitlang im Saal, dann sagte der Master of Stair in kurzem, entschiedenem Ton: „Er hat den Eid abgelegt am 6. Januar, und es war Zeit gegeben bis zum 31. Dezember; die Proklamation war deutlich genug, sein Eid hat demnach keinen Wert.“

„Nein, gewiß nicht!“ sagte Argyll mit falschem Lächeln.

„Aber der Scherif hat eine Erklärung seiner Verspätung an die Ratsversammlung von Edinburg geschickt,“ sagte Breadalbane.

„Überlaßt das mir! Sie unterworfen sich nicht den Gesetzen des Königs, folglich werden sie auch nicht nach diesen Gesetzen behandelt werden. Wenn ich sie nicht ausrotten kann, so kann doch ein abschreckendes Beispiel hinstellen.“

„Aber wie?“ fragte Argyll, „wißt Ihr nicht, Dalrymple, wie unzugänglich Glencoe ist, wie sie alle Pfade und Höhlen in den Felsen kennen. Wird man sie erreichen können?“

Lange blieben die drei Männer zusammen und stellten ihren Plan zur Bestrafung der Macdonalds von Glencoe fest. Noch fehlte ihnen die königliche Bestätigung, aber Dalrymple machte anheischig, dieselbe zu erlangen.

König Wilhelm hörte, daß in irgend einem schottischen Tal eine gefürchtete Räuberbande hause, und daß diese ein gewisser Mac Jan von Glencoe zum Oberhaupte habe. Er vernahm, daß bis zu dem bestimmten Tag den Eid

Un
M
ge
ih
zäh
zei
Em
nab
Si
lan
sch
hin
Nat
ter
und
C
den
Sch
W
sein
sein
Hoch
Die
fent
S
diese
Stai
W
rotte
darin
ber?
Gerie
befun
oder
grauf
ne fe
teres
des
eigen
seine
ihn a
die ik
kann.
Am
von G
zogen,
und f
Dächer
*) I
zweima
kommt,
des Be
das M
Befehle
Lords
Zweifel
rottung
tergeord
Ehre d
daß ihr
Geschich

Unterwerfung nicht abgelegt hatten. Man sagte ihm nicht, daß sie dies später getan hätten; eine Befehlschrift wurde ihm daher zur Unterschrift vorgelegt.

Sein Geschichtsschreiber Bürnert erzählt, daß er diese Befehlschrift unterzeichnete, ohne sie zu lesen, aber diese Entschuldigung machte die Sache fast noch schlimmer. Was mußte der König-Statthalter in einem Winkel Schottlands? Er, der solch große Pläne schmiedete, wovon Europas Schicksal abhing, wie konnte er ahnen, daß er seinen Namen unter ein Stück setzte, das später diesen ruhmreichen Namen mit Blut und Schande bedecken würde?

Er unterzeichnete einen Befehl an den Kommandanten des Heeres in Schottland, der folgendermaßen lautete: William Rex.

Was den Mac Jan von Glencoe und seinen Stamm betrifft, so wird es gut sein, wenn man sie von den übrigen Hochländern absondern kann, um jene Diebeshöhle zur Befriedigung des öffentlichen Rechtsgefühles auszurotten.

W. R.*)

So zeichnete der Fürst am 16. Januar dieses Stück, ihm von dem Master of Stair vorgelegt.

Was war seine Absicht mit dem Ausrotten? Sah er bloß eine gerechte Strafe darin für eine Bande schuldiger Räuber? Wollte er sie zerstreuen, vor das Gericht stellen und sie, wenn sie schuldig befunden wurden, exemplarisch strafen, oder hatte der Staatssekretär ihm seinen grausamen, mit Argyll und Breadalbane festgestellten Plan mitgeteilt? Letzteres ist kaum denkbar! Wie gering indes auch Wilhelms Schuld vor seinem eigenen Gewisse n gewesen sein mag, seine verhängnisvolle Unterschrift klagt ihn an vor dem Tribunal der Geschichte, die ihn der Mitschuld nicht freisprechen kann.

4.

Am ersten Februar 1692 war das Tal von Glencoe wohl noch von Schnee überzogen, aber die Stürme hatten aufgehört und fröhliche Sonnenstrahlen ließen die Dächer der Häuser erglänzen; eine Art

*) Der Umstand, daß Wilhelms Name zweimal auf dem bewußten Stücke vorkommt, ein Zeichen, daß mit der Ausführung des Befehles Eile gemacht werden mußte, und das Auffinden verschiedener gleichlautender Befehle bei den vornehmsten schottischen Lords der Hofpartei lassen mit Grund den Zweifel wach werden, ob der Fürst die Ausrottung des Clans als eine Sache von so untergeordnetem Gewicht angesehen hat. Zur Ehre der Königin Marie kann es dienen, daß ihr Name gar nicht bei dieser traurigen Geschichte erwähnt wird.

Pfad war zu den Ausgängen des Tales gebahnt, und gegen die Mittagstunde sah man dort in der Winter Sonne eine rote Masse, die sich allmählich näherte. Schrecken ergriff die Herzen der Bergbewohner.

„Es sind die englischen Rottröcke!“ flüsterte man und begab sich in die Wohnung Mac Jans. Der alte Mann hatte seine frühere Energie zurückgewonnen; er war von den Strapazen der Reise ganz wiederhergestellt und auch sein Herz war nach der Eidesablegung durchaus beruhigt.

Als er die Kunde von dem Herannahen der Soldaten vernahm, lächelte er und sagte zu seinen Untergebenen: „Was braucht ihr zu fürchten? Wir sind ja im Frieden mit der Regierung. Wahrlich, unsere Unterwerfung hat uns genug gekostet, sie werden es zu schätzen wissen. Komm, John, nimm zwanzig unsrer besten Männer mit dir, gehe den Engländern entgegen und frage, was ihr Besuch zu bedeuten hat. Kommen sie, wie ich sicher glaube, in freundschaftlicher Absicht, dann werden wir sie gastfrei empfangen, daß sie von schottischer Freigebigkeit eine hohe Idee mitnehmen. Wenn sie die Hochländer auch für Diebe halten, so werden sie doch ihre Gastfreundschaft rühmen müssen.“

John gehorchte und ging den Rottröcken mit zwanzig Clannännern entgegen.

Es waren hundertundzwanzig Soldaten von Argylls Regiment, unter dem Kommando eines gewissen Kapitän Campbell, gewöhnlich Glenhon genannt, weil seine Besitzungen in dem Tale dieses Namens lagen. Es war der Onkel von Alexanders Frau und daher einer der wenigen Campbells, die bei den Macdonalds willkommen waren. Ihm zur Seite ging sein Leutnant Lindsay.

„Kommt ihr als Freunde oder Feinde?“ fragte John, als er ihnen ganz nahe gekommen war.

„Nun, natürlich als Freunde!“ sagte der Leutnant herzlich, ihm die Hand darbietend.

„Wie kannst du nur fragen, Better John?“ setzte Kapitän Glenhon salbungsvoll hinzu, „wir sind ja alle Freunde und Untertanen des nämlichen Königs. Dazu bist du der Schwager meiner lieben Nichte; heiß uns daher nur herzlich willkommen in deinem Tal!“

„Und der Grund eures Kommens ist?“

„Wir möchten uns einige Tage hier einquartieren und von eurer hochge-

rühmten Gastfreundschaft Gebrauch machen.“

„Die Gastfreundschaft wird mein Vater euch nicht verweigern. Ich biete sie euch in seinem Namen an und ersuche euch, mir zu folgen.“

Im Grunde seines Herzens verlangte John danach, mit den Rottröcken handgemein zu werden und sie aus seinem Revier zu vertreiben, aber auch er hatte der neuen Regierung Treue geschworen und die Rechte der Gastfreundschaft waren heilig. Sobald man sich auf diese berief, blieb das Schwert in der Scheide, und nichts würde ihn bewogen haben, dasselbe in feindlicher Absicht zu ziehen.

Fröhlich plaudernd gingen die englischen Soldaten neben den Schotten her; Glenhon besonders war unerschöpflich im Fragen nach dem Befinden seiner lieben Nichte Brenda und ihrer hübschen Kinder; Leutnant Lindsay scherzte, und alle schienen gleich aufgeräumt und herzlich, als sie von Mac Jan vor seinem Hause begrüßt wurden.

„Na, kommt ihr, uns an diesen langen Winterabenden Gesellschaft zu leisten,“ fragte er lebhaft, „daran tut ihr wohl. Wenn man hier monatelang im Schnee eingeschlossen ist, wird es zuletzt sehr eintönig. Ihr werdet uns viel Neues erzählen aus dem Tiefland, und für die Abendstunden haben wir noch einige Kartenspiele und ein Glas französischen Brantwein. Der tausend, Kapitän Campbells, der wird schmecken, wenn wir damit alle alten Fehden zwischen Schotten und Engländern wegschütten. Wir werden euch gut unter Dach bringen, und ihr werdet den übrigen Campbells erzählen, daß die Männer von Glencoe doch nicht so schlimm sind wie ihr Ruf.“

„Aber Mac Jan, Ihr wißt doch, daß ich nie dergleichen behauptet habe; im Gegenteil, ich habe es stets für ein besonderes Vorrecht gehalten, daß meine Nichte sich mit Eurem jüngeren Sohne verheiratet hat.“

„So, wirklich? Na! Ihr könnt Euch über ihr Los beruhigen; wir alle haben unsere gute Brenda lieb, und wenn Ihr sie seht, werdet Ihr sagen müssen, daß sie bei den Macdonalds glücklich ist. Aber kommt herein, teurer Freund, und auch Ihr, Leutnant, ich werde Euch meiner guten, treuen Frau vorstellen.“

Die greise Matrone empfing sie mit Würde, aber mit einiger Zurückhaltung. Alexander und Brenda traten auch näher, und Glenhon begrüßte sie mit herzlichen Beweisen der Freundschaft und Zuneigung.

(Fortsetzung folge.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

(Vom 1. bis 15. Feber.)

1. **Montag.** Ignaz, Bischof und Mart. († 107); Ephram der Syrer, Kirchenlehrer († 380). — Sonnenaufgang um 7 Uhr 37 M., — Untergang um 4 Uhr 51 Min.; Tageslänge 9 Stunden 14 Minuten.

2. **Dienstag.** Maria Lichtmeß. Kornelius, Hauptmann und Bisch. († im 1. Jahrh.) — Festevangelium (Lukas 2, 22—32): Maria bringt der Vorschrift des Gesetzes gemäß, das zwar auf sie keine Anwendung hatte, bei der Darstellung Jesu im Tempel das Opfer der Armen; Simeon preist voll Freuden das Jesukind als das Licht der Völker.

3. **Mittwoch.** Blasius, Bisch. u. Mart. († 316); Gosbert, Bischof († 859); Ansgar (Oskar), Erzbisch. († 865). — 4. **Donnerstag.** Veronika, Bef. († um 70); Andreas Korsini, Bisch. († 1373); Rhabanus Maurus, Erzbisch. († 856). — 5. **Freitag.** Agathe, Jungfr. und Mart. († 304); Adelheid, Äbtissin († 1015); 26 japanische Martyrer († 1597). — 6. **Samstag.** Dorothea, Jungfr. und Mart. († 304); Titus, Bisch. († 98); Amand, Bischof († 675).

7. **Sonntag.** (Sexagesima.) Romuald, Ordensstifter († 1027); Richard, König († 722). — Evangelium (Luk. 8, 4—15): Jesus lehrt am Gleichnis vom Sämann und vom Samen, wie das Wort Gottes verschiedene Aufnahme in den Herzen der Menschen findet. — Letztes Viertel um 6 Uhr 10 Min. mora.

8. **Montag.** Matha, Ordensst. († 1213). — 9. **Dienstag.** Apollonia, Jungfr. und Mart. († 249); Alto, Abt († 760); Cyrillus von Alexandrien († 344). — 10. **Mittwoch.** Scholastika, Jungfr. († 542); Wilhelm, Erzb. († 1175). — Sonnenaufgang um 7 Uhr 23 Min., — Untergang um 5 Uhr 6 Min.; Tageslänge 9 Stunden 43 Min. — 11. **Donnerstag.** (Fest der Unbefleckten in Lourdes.) Adolf, Bischof von Osnabrück († 1224); Desiderius, Bischof und Mart. († 608); 7 Stifter des Servitenordens. — 12. **Freitag.** Eulalia, Jaf. u. Mart. († 403); Reginald, Bef. († 1220). — 13. **Samstag.** Katharina von Ricci, Jungfrau († 1589); Gregor II. († 731); Castor, Priester († 379); Eberhard, Bef. († 1237).

14. **Sonntag.** (Quinquagesima.) Evangelium (Luk. 18, 31—43): Jesus sagt sein Leiden, seinen Tod und seine Auferstehung voraus und heilt einen Blinden am Wege. — Valentin, Bisch. und Mart. († 249); Antonin, Abt († 830); Bruno v. Quedfurt, Bisch. († 1009). — Neumond um 5 Uhr 29 Min. morg.

15. **Montag.** Faustina und Jobita, Mart. († 121); Walafried, Abt.

14. Feber.

Der hl. Bruno, Apostel der Preußen († 1009).

In jenen Gegenden Ost- und Westpreußens, in denen jetzt ein furchtbares Ringen christlicher Völker tobt, hat vor etwa 900 Jahren der hl. Bruno die Lehre Christi getragen, weshalb er Apostel der Preußen und Russen genannt wird.

Bruno stammte aus einer hochangesehenen Familie im damaligen Sachsen und wurde wahrscheinlich zu Quedfurt um die Mitte des zehnten Jahrhunderts geboren. Er erhielt seinen Unterricht in der da-

mals blühenden Domschule zu Magdeburg und vereinigte einen hohen Grad von Frömmigkeit mit wissenschaftlicher Bildung. Frühzeitig trat er in den geistlichen Stand, wurde Kanonikus zu St. Moritz in Magdeburg und baute die heute noch durch ihren byzantinischen Rundbau auffallende Schloßkirche zu Quersfurt. Bald berief ihn Kaiser Otto III. an seinen Hof und beehrte ihn mit seinem besonderen Vertrauen. Als im Jahre 996 der Kaiser nach Italien zog, begleitete ihn Bruno, lernte zu Ravenna den hl. Romuald kennen und trat in die von diesem hl. Manne neugegründete Benediktiner-Kongregation von Camaldoli ein. Er wird darum bald Benediktiner, bald Camaldulenser genannt; beides mit Recht.

Später entstand in ihm der Wunsch, nach dem Vorbilde des hl. Adalbert, der am 23. April 997 als Apostel der Preußen den Martertod erlitten hatte, und dessen Leben er beschrieb, Glaubensbote unter heidnischen Völkern zu werden. St. Romuald und Papst Silvester II. gaben ihm Segen und Erlaubnis dazu. Bruno reiste nach Deutschland zurück, erlangte auch von Kaiser Heinrich II. dem Heiligen die nötigen Vollmachten und erhielt von Erzbischof Dagino von Magdeburg die Weihe zum Missionserzbischof.

Doch der Krieg zwischen Herzog Boleslaw dem Tapferen von Polen und dem deutschen Kaiser hinderten ihn, seinen Plan jetzt schon auszuführen. Erst im Jahre 1005 wurde der Friede geschlossen; Bruno selbst war nebst Dagino von Magdeburg bei Abschließung desselben beteiligt. Er kam jetzt an den Hof des Herzogs Boleslaw und wurde von ihm mit Ehren und Geschenken überhäuft; letztere verteilte Bruno sogleich wieder unter die Armen und Kirchen. Er fand jedoch in den Zeitverhältnissen Grund, sein Befehrwerk noch einige Jahre auszusetzen, und erlernte während dieser Zeit die Sprachen der von ihm zu bekehrenden Völker.

Endlich begann er 1008 mit 18 Gefährten seine Mission in Preußen und erfreute sich anfangs eines recht günstigen Erfolges. Er setzte fort, was der hl. Adalbert begonnen hatte. So kam er predigend bis an die östliche Grenze Preußens. Der hl. Petrus Damiani sagt, er habe hier den Russen das Evangelium verkündigt und, durch Wunder unterstützt, einen russischen Fürsten samt mehreren tausend seiner Untertanen gewonnen. Unter dem Ausdrucke Russen sind hier die Bewohner Livlands und Samogitiens (Lithauens), welche an Preußen grenzen, zu verstehen, während die eigentlichen Russen unter ihrem Großfürsten Vladimir zwei Dezennien zuvor (988) von Konstantinopel her den Glauben erhalten hätten.

Brunos Verwandter, der mittelalterliche Historiker Dietmar, Bischof v. Merseburg, erzählt, daß Bruno, an der Grenze zwischen Preußen und Rußland predigend, von den Einwohnern Widerstand er-

fuhr und, da er ihre Warnungen nicht beachtete, samt seinen 18 Genossen von ihnen am 14. Feber 1008 (oder 1009) grausam ermordet wurde. Bruno wurde enthauptet. Herzog Boleslaw kaufte die Leichname und ließ sie nach Polen bringen. In Preußen soll nachmals diesem Bruno zu Ehren die Stadt Brunzberg (jetzt Braunsberg) erbaut worden sein. Da Bruno in der hl. Firmung nach katholischer Sitte einen zweiten Namen, Bonifatius, erhielt, so haben manche Schriftsteller neben Bruno noch von einem Preußenapostel Bonifatius gesprochen.

Was der hl. Adalbert begonnen, der hl. Bruno mit seinen Genossen unter den größten Schwierigkeiten fortgesetzt, haben 200 Jahre später die Deutsch-Ordensherren zu Ende geführt und dem Christentum die Herrschaft über die heidnischen Preußen verschafft.

Die Herz-Jesu-Andacht.

(Schluß.)

Ein anderes Bild des Gottesherzens.

Was ist Lieblicheres als das göttliche Kind auf den Armen seiner Mutter? Allein wir empfinden dabei zu wenig von seiner Erlöserliebe. Jesus am Kreuze: hier erscheint seine Erlöserliebe, aber schauerlich und erschütternd! Unser Herz sucht aber die milde und anziehende Erlöserliebe. Siehe, da zeichnet er selbst das Bild vom guten Hirten mit dem Schäflein auf der Schulter. Er hat das arme verirrt Schaf mit kundiger Hand aus den Dornen herausgeholt, es auf seine Schultern gelegt und mit Freuden nach Hause getragen. Dieses Bild rührt unser Herz; denn hier ist der Herr ganz Milde und Barmherzigkeit gegen die sündige Menschheit. Das war das Lieblingsbild der ersten Christen der Katakombenzeit, das sie bis zum Martertode begeisterte.

Die freiwillige Sünde, die Todssünde, was ist sie? Gottes Sohn mußte am Kreuze sterben, um sie zu sühnen, und es bedarf der ganzen Allmacht der göttlichen Liebe, um den armen Sünder ins Vaterhaus zurückzuführen. Welcher Trost ist da das Bild des guten Hirten! Sein Herz treibt ihn an, den Sünder-Seelen nachzugehen und ihnen immer wieder Verzeihung und Befreiung von der Gewissensnot anzubieten. Er macht es nicht wie die Welt. Die Welt hat kein Herz für die, welche sich von ihr haben zugrunde richten lassen. Sie verführt wie Satan im Paradiese: sie lockt zur Sünde, u. wenn die Armen gefallen, beschuldigt sie die Gefallenen und verläßt sie. Als sie den verlorenen Sohn durch ihre Verführung ausgeplündert und entehrt hatte, hat sie ihm die Schweine zum Hüten angewiesen. Als Judas bei seinen Verführern über seine Gewissensbisse weinte, antworteten diese: „Was kümmert das uns, da sieh du zu!“ (Matth. 27, 4.)

Und noch ein Bild des Herzens Jesu.

War da der Herr einmal, wie so oft, undrängt von den Armen und Kranken und Schwachen und Lahmen und Blinden. Sein heiligstes Herz erbehte ob dieses Erdenjammers. Er sprach: „Mir erbarmt das Volk“. (Matth. 15, 32.) Und er heilte seine Krankheiten und gab ihm zu essen. Da breitet er seine Arme aus und ruft allen Kreuzträgern zu: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken.“ (Matth. 11, 28.)

Das heiligste Herz hat der Erde noch mehr gebracht als Heiligkeit und Gerechtigkeit, es hat auch das heilige Feuer der christlichen Nächstenliebe in die Welt eingeführt. Bevor der Gottessohn auch Menschensohn geworden war, waren die Schwachen dem Starken als Sklaven unterworfen, die Leidenden und Armen hilflos und verlassen. Er aber hat die Armen zu seinen Brüdern gemacht. Darum ist er zur Welt gekommen wie sie, hat gelebt und ist gestorben wie sie. Und da er von der Erde scheiden wollte, hat er uns die Armen und Bedrängten als sein liebstes Vermächtnis hinterlassen. Wer ihn liebt, muß auch diejenigen lieben, welche er zu seinen Brüdern gemacht hat. So hat das göttliche Herz die Armut und das Unglück wie mit einem Strahlenfranze umgeben, und hat sie für alle Zeiten geschützt und gesegnet. „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan.“ (Matth. 25, 40.)

Wenn heute ganz besonders in dieser schwachen Zeit die Armut und das Unglück von den Engeln der Liebe in Menschengestalt bedient und geehrt wird, — so ist das ein Strahl der unermesslichen Liebe des göttlichen Herzens! Nichts hat uns so gerührt als die Trostesworte, die von den Dahingeblichen unseren tapferen Soldaten im Felde nachgerufen wurden: „Habt Vertrauen! Eure Kinder sind jetzt unsere Kinder und eure Familien sind unserer Sorge anvertraut!“ Das ist christlicher Gemeinssinn und christliche Liebe, wie sie nicht bloß die Not der Zeit geboren, sondern wie sie dem Gottesherzen entsprossen ist.

Und wenn in der Übung dieser christlichen Menschenliebe alle Nationen unseres weiten Vaterlandes wetteifern, so haben sie schon das Fundament ihrer Einheit u. Stärke gefunden. Während sonst im Widerstreite des Lebens die Nationen unseres Vaterlandes so vieles trennt, sei und bleibe ihnen eines gemeinsam: der katholische Glaube und die Liebe zu Jesus. Nur ein Wettstreit möge unter ihnen herrschen, der in der Liebe zum heiligsten Herzen u. zur Kirche. Lebendiger Glaube wird Herz und Gewissen jeder Nation erweitern und eine mag hierin von der anderen lernen.

So steht Jesus mit seinem liebenden, dornenumschlungenen und geöffneten Herzen mitten unter der Menschheit und ruft mit majestätischer Ruhe unter die einander bedrängenden und bedrückenden Menschen

hinein: „Nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und demütigen Herzens, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist süß u. meine Bürde leicht.“ (Matth. 11, 29. 30.) Und sollte man es denn glauben, daß gegen dieses Programm der Liebe eines Gottes die Welt ihr Wissen und ihre Macht in den Kampf gestellt? Daß die Cäsaren des römischen Weltreiches dagegen ihre Blutbefehle erlassen, die Philosophen ihre Feder in beißenden Spott getaucht, die Henker zum Beile gegriffen und verführte Volkshaufen Holz zu Scheiterhaufen herbeigeschleppt haben? Hat man seit zwei Jahrtausenden etwas unversucht gelassen, um Jesum Christum mit seinem liebeglühenden Herzen von den Altären zu stürzen und seine Herrschaft in den Menschenherzen zu vernichten?

Aber alles vergeblich. Die Wahrheit, die das göttliche Herz in die Welt gebracht, und das große Gesetz seiner Liebe setzen sich in der Welt durch und erglänzen auf den Gräbern ihrer Feinde umso herrlicher.

Rechtstunde.

(Schluß.)

Zwei Gesetzes-Lücken.

Im anderen Falle handelt es sich hauptsächlich um den Begriff des „Kleinbauern“ und „Kleingewerbetreibenden“. Damit die Angehörigen des Eingeriückten auf den staatlichen Unterhaltsbeitrag Anspruch haben, muß ihr Unterhalt früher von seinem Arbeitseinkommen abhängig gewesen sein. Nach der gewöhnlichen Auffassung ist das Arbeitseinkommen der Arbeitelohn. Wenn ein Fabrikarbeiter, ein Eisenbahner usw. durch seinen Lohn Frau und Kind erhalten hat, so haben diese, wenn er einrückte, Anspruch auf den Unterhaltsbeitrag. So nach § 3, Absatz 1. Diesen Arbeitern wird nun im folgenden Absätze der Kleinbauer u. der Kleingewerbetreibende gleichgestellt, so daß, wenn solche einrückten, auch ihre Angehörigen den Anspruch auf den Unterhaltsbeitrag erheben können. Dabei ist nun bezüglich der Bauern die wichtige Frage: Wer ist ein Kleinbauer? Das Gesetz umschreibt den Begriff „Kleinbauer“ durch folgende Worte: „Selbständige Kleinbauern, welche die Wirtschaft mit den Mitgliedern ihrer Familie und ohne fremde Hilfe besorgen . . . sind diesen gleichzuhalten.“ Daraus ergibt sich für die Praxis, daß man bei den Unterstützungsgesuchen eingerückter Bauern daranschaut, ob er früher Knecht oder Magd hatte, oder ob er mit seinen Familienangehörigen allein das Gut bearbeitet hat. Im ersteren Falle muß der Unterhaltsbeitrag verweigert, im zweiten kann er zuerkannt werden.

Die Sache war wirklich gut gemeint, aber in diesem Falle nicht zutreffend. Denn es kann so mancher, der durchaus

kein Kleinbauer mehr ist, sein Gut ohne Knecht und Magd durch seine Familienangehörigen bearbeiten, wenn er nämlich eine zahlreiche Familie hat; und so mancher, der nur ein kleines, erst noch schwerverschuldetes Gütl besitzt, wenn er kinderlos, seine Frau vielleicht noch kränklich u. für die Arbeit nicht tauglich ist, kann nur mit Hilfe eines Dienstboten sein Gut bearbeiten. Da liegt die Unbilligkeit auf der Hand, wenn die Angehörigen des ersteren den Unterhaltsbeitrag bekommen, die des letzteren aber nicht. Oder es hat ein Kleinbauer wirklich das Gut mit seinen Familienangehörigen, darunter mit seinem Sohne, bearbeitet. Die gesetzliche Grundlage für den Unterhaltsbeitrag war vorhanden. Nun mußte dieser Sohn im Oktober zum Militär einrücken oder er wurde vielleicht durch Krankheit ans Bett gefesselt und der Bauer mußte sich dafür einen Knecht anstellen. Er steht sich gewiß schlechter als früher, weil er anstatt des Sohnes einen fremden Menschen bei der Arbeit hat und diesem noch einen großen Lohn zahlen muß; die gesetzliche Grundlage für den Unterhaltsbeitrag im Falle der Einrückung des Vaters ist aber verschwunden.

Solche Fälle sind gewiß schon zu Duzenden vorgekommen und die Kommission, die nach dem Buchstaben des Gesetzes vorgehen mußte, hat das eine Mal den Unterhaltsbeitrag bewilligt, das andere Mal ihn verweigert. Dadurch sind viele Familien, die durch das Einrücken des Bauern ganz offenkundig in eine Notlage versetzt wurden und nach der Absicht des Gesetzes ganz handgreiflich den Anspruch auf den Unterhaltsbeitrag haben, vom Bezuge desselben ausgeschlossen worden.

Es ist wohl überflüssig, vom Begriff des „Kleingewerbetreibenden“ eigens zu reden. Die dargelegten Fälle werden zwar beim Kleingewerbe nicht so oft vorkommen, wie beim Bauernstande; aber gewiß sind sie auch dort nicht selten. Dann gilt vom Kleingewerbetreibenden natürlich ganz das Gleiche wie vom Kleinbauern. Es sei nur noch erwähnt, daß das Gesetz den Ausdruck „Kleingewerbetreibender“ überhaupt nicht gebraucht, sondern von „selbständigen Gewerbetreibenden, welche keine Gehilfen beschäftigen“, spricht.

Dieser so empfindliche Mangel des Gesetzes sollte für die Anwendung möglichst bald beseitigt werden, was ja z. B. im Wege einer Nachtragsverordnung, ja vielleicht sogar einer bloßen Weisung leicht geschehen könnte.

Man kann es oft hören, daß durch dieses Gesetz viele Familien von Eingeriückten besser gestellt wurden, als sie es vor dem Kriege waren; es sei diesen allen die Verbesserung der Lage von Herzen gegönnt; dann muß aber umsomehr auf alle jene Familien das Gesetz eine Anwendung finden, die durch die Einrückung des Familienerhalters wirklich in eine Notlage geraten sind.

Allein im Hofe.

Ja, guter Waldmann, horch und schau,
Allein im Hofe müht sich die Frau,
Der Herr ging fort in Waffen und Wehr
In diesen Zeiten so schwül und schwer.

Er trotzt den Gefahren, er trotzt dem
Feind,
Der gierig nach unserm Glücke greint,
Der, von dem gelben Neid gehebt,
Nach unserm Frieden die Zähne wehrt.

Er hilft uns bewahren vor grimmer Not,
Er trotzt für uns dem rasenden Tod
Und für des Vaterlandes Ehr' —
Gott lenk' es, daß er wiederkehr'!
Pet. Heimbach.



Allein im Hofe.

Das Grablied auf der Mundharmonika.

Aus dem Feldpostbriefe eines württembergischen Artillerieoffiziers wurde nachstehende Schilderung entnommen: „Es war da bei unserer Division ein famoser bayrischer Jägerleutnant, ein tapferer, schneidiger Kerl, der immer der erste war, wenn es auf den Feind ging; er war jung und jugendfroh, sah aus wie Milch und Blut und hatte einen köstlichen echt bayrischen Humor, so daß wir ihn alle von Herzen lieb hatten. Gab es nachts einen schwierigen Auftrag oder tags eine Stellung beim Feind zu erspähen, war mit sicherem Schuß auf große Entfernung eine Rothose zu treffen, so rief man ihn herbei und kam nie zurück, ohne seinen Auftrag ausgeführt zu haben. Er hatte einen treuen, anhänglichen Burschen, der hieß „Sepp“ und tat alles, was er seinem Herrn an den Augen absehen konnte; beim Gefecht im dichtesten Regen lag er ne-

ben ihm und lud seinem nie fehlenden Herrn das Gewehr. — Dieser Sepp nun konnte wunderschön Mundharmonika spielen, Volkslieder, Tödler, Tänze, was man nur wollte; wir freuten uns manche Stunde über seine fröhlichen Melodien. Der junge Leutnant sagte darum auch zu Sepp, als eines Tages eine Granate gar nicht weit von beiden eingeschlagen hatte: „Sepp, wann's mich amol trifft, dann tuft du mir 's Grablied blasen, du weißt schon wie; und meiner Mutter schickst dann die paar Erinnerungen; alles andre, auch's Geld, kannst du b'halten.“ — Als dritter im Bund kam noch der treue Hund Caro dazu, der aber im Gefecht nicht dabei sein durfte, sondern tagsüber mit der Bagage marschieren mußte und dafür abends vor

seines Herrn Tür schließ und der außer Sepp niemand hineinließ. Oft hatte er sich hinten bei den Fahrzeugen losgemacht und war, wenn auch der Oberst schimpfte, bis zur Schützenlinie vorgeschlichen, um an der Seite seines Herrn dessen Gefahren zu teilen. — Eines schönen Tages (vor 14 Tagen an der Mier) kam nun das Verhängnis; ein tödliches Geschloß traf unsern lieben jungen Leutnant mitten in die Stirn, daß er, ohne sich zu regen, auf der Stelle liegen blieb. Ein freundliches Lächeln verklärte seine Züge, wie wir es nie zuvor an einem Toten gesehen hatten! Unsere Trauer war groß, aber der Soldat hat nicht lange Zeit zum Weinen. So wurde denn in einem kleinen Biergarten ein Grab geschaufelt und der tapfere Junge hineingelegt; wir nahmen den Helm ab zum Gebet und einer sprach ein schlichtes Vaterunser; auf den Grabhügel legten wir eine letzte Rose, die Kompagnie machte ein

Kreuz dazu. — Als die letzten Worte des Hauptmanns gesprochen waren, da fing der Sepp an zu spielen: „Gott ist getreu“ und „Befiehl du deine Wege“, so wunderschön, wie wir es nie zuvor gehört hatten. Kein Orgelspiel hat mir je so gefallen! Wir hatten alle Tränen in den Augen. Dann spielte er das alte schöne unvergängliche Soldatenlied: „Ich hatt' einen Kameraden“ und „Die Vöglein im Walde . . .“ In der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n“. Immer und immer wieder, bis es Nacht wurde und wir gehen mußten. Der Sepp war nicht vom Grabe seines Herrn zu bringen; er setzte sich darauf, weinte und blies abwechselnd, was ihm an schönen Liedern einfiel und was sein Herr einst so gern gehört hatte. — Da auf einmal, wir waren fast schon fortgegangen, kam auch noch Caro irgendwoher, als ob er den Tod seines Herrn geahnt hätte. Der winselte, scharrte und heulte, da er genau wußte, daß es um seinen Herrn geschehen sei. Über diese Abschiedsszene dröhnten und donnerten die Kanonen ihr graufiges Lied und pffiften die Kugeln aus Gewehren nur so hin und her. Tief ergriffen gingen wir, die Engländer kamen heran und machten einen Vorstoß; aber immer noch blies der Sepp im Abenddunkel sein Lied: „In der Heimat . . .“, bis er mit Gewalt fortgeholt werden mußte, um nicht in Feindeshand zu fallen. Nur Caro blieb und wich nicht. . . Als wir zwei Tage später die Engländer geworfen hatten und an derselben Stelle vorüberkamen, lag der treue Caro tot auf dem Grab. Wir wußten nicht, war er vor Hunger und Gram verendet, oder hatte ihn ein kleines Geschloß getroffen, eine Wunde fanden wir an seinem Körper nicht. Den treuen Hund ließen wir zu Füßen seines Herrn einscharren. Seit jenen Tagen bläst der Sepp keinen Ton mehr; er hat seine Harmonika aus Gram ins Wasser geworfen!“

Don Emanuel.

Dem spanischen Edelmann Don Ramirez in Toledo wurde nach mehrjähriger, kinderloser Ehe ein Sohn geschenkt, der den Namen Emanuel erhielt. Die Mutter des Kindes empfahl es der Himmelskönigin, damit dessen Seele nicht dem Verderben anheimfalle. Manuel wuchs heran, ausgestattet mit reichen Geistes- und Körpergaben. Doch zum großen Leidwesen der frommen Eltern erlosch mit den zunehmenden Jahren seine fromme Gesinnung immer mehr, so daß er schließlich an keinen Gott und keine Ewigkeit mehr glaubte. Da kam eine gefährliche Krankheit über ihn, die ihn dem Tode nahe brachte. Dadurch kam er wieder zu besserer Einsicht und faßte wieder gute Entschlüsse. Diese hielten aber nicht lange stand; mit den wieder erlangten Körperkräften begann er auch das alte gottvergessene Leben wieder. Dann starben seine Eltern und durch verschiedene Unglücksfälle verlor er sein ganzes Vermögen. Auch

das lenkte ihn nicht auf bessere Wege, im Gegenteil, er ergab sich der Leidenschaft des Spielens, wodurch er zu Betrügereien verleitet wurde. Dann verließ er das Vaterland, um in Amerika sein Heil zu suchen. Als sich Emanuel auf hoher See befand, geriet das Schiff in Brand und Rettung war ausgeschlossen. Sämtliche Mannschaft des Schiffes fand in den Wellen ihr Grab. Manuel war so glücklich, eine Planke zu ergreifen, an die er sich anklammerte. So trieb er einen Tag und eine Nacht auf hoher See. Als seine Kräfte zu erlahmen drohten, nahte sich ein Schiff, das ihn aufnahm und nun befand er sich in den Händen tunesischer Seeräuber. Das brachte den jungen Mann fast zur Verzweiflung. Auf diesem Schiffe befand sich ein Greis im Ordensgewande der Missionäre, der sich schon lange in Gefangenschaft befand. Dieser Mann nahm sich des Leidensgefährten an und richtete ihn wieder auf. Er führte den verirrtten Mann zu Gott zurück. Nach dreijähriger Gefangenschaft, die er mit Geduld trug, kehrte Emanuel nach Europa zurück und trat als Laienbruder in ein Franziskanerkloster, wo er ein heiligmäßiges Leben führte.

Heut ist Taufe!

Hurra! Heut soll die Taufe sein!
Der Erstgeborne! Ein Knäblein fein!
Ach wär' der Vater doch auch zu Haus —
Der zog ins Völkerringen hinaus.

Der steht auf der Wacht in Feindesland,
Ein Brieflein hält er in seiner Hand,
Das ihn mit traurem Wort belehrt,
Welch Glück der Himmel ihm beschert.

Und frohen Auges schaut er auf:
Dank, Vater überm Sternenlauf,
Von nun an wehrt sich meine Hand
Noch tausendmal lieber fürs Vaterland.

Was schon den Vätern heilig war,
Den Kindern verbleib's für immerdar,
Die blaue Donau, der Vater Rhein,
Die sollen auf ewig unser sein!

Pet. Heimbach.

Der zerrissene Rosenkranz.

Ein schwer verwundeter Soldat mußte sich in G. einer schmerzlichen Operation unterziehen. Als er aus der Betäubung erwachte, suchte er sofort unter der Decke nach etwas. Die Umgebung glaubte, er handle noch in der allmählich schwindenden Bewußtlosigkeit. Vollständig aber wach geworden, suchte er genauer nach und tastete hin und her. Als man ihn fragte, was er eigentlich suche, gab er zur Antwort: „Ich suche meinen Rosenkranz.“ — „Aber“, erwiderte man, „Sie sind doch evangelisch, Sie haben doch keinen Rosenkranz.“ Nun erzählte der Soldat: „Ja, ich bin evangelisch, aber mein Kamerad, mit dem ich in dem Schützengraben lag, war katholisch, und wie oft sah ich in seiner Hand den Ro-

senkranz, besonders dann, wenn wir in Gefahr waren. Eines Tages sagte ich zu ihm, er möge mir doch den Rosenkranz schenken; er aber ließ sich nicht darauf ein u. meine öfters dringenden Bitten fanden kein Gehör. Als ich nun merkte, daß ich nicht zum Ziele kam, bat ich ihn, er möge mir doch wenigstens ein Stück des Rosen-

Der kleine Bittsteller.

Eines Tages drängte sich ein kleiner Knabe durch die Schweizergarden bis zur Person des Papstes Pius IX. und überreichte demselben eine von ihm, dem Knaben selbst, abgefaßte Bittschrift. Die im kindlichen Tone der Unschuld aufgesetzte Petition lautete: „Heiligster Vater! Ich



Heut ist Taufe!

senkranz geben. Er ließ sich nun erweichen, zerriß den Rosenkranz und überließ mir einen Teil. Seitdem weicht derselbe nicht von mir und ich habe die feste Zuberficht, daß er mir zum Heile sein wird.“ Mit tiefer Rührung hörte die Umgebung diesen schlichten Worten des treuherzigen Soldaten zu.

habe eine arme, liebe, franke Mutter. Ich selbst bin noch zu jung, ihr Leben und das meinige zu erhalten. Unser harter Hausbesitzer will uns auf die Straße werfen, wenn wir ihm nicht allsogleich die vier Taler bezahlen, die wir ihm noch für die Miete schuldig sind. Ach, wie glücklich würden uns doch vier Taler machen! Heiligster Vater! leihe mir doch die vier Taler,

und wenn ich groß bin, will ich sie Dir getreu wiedergeben.“ Diese Bittschrift rührte Pius sichtbar und nach einigem Forschen hieß er sofort dem Kinde zehn Taler eingehändigen. „Nein, ich brauche bloß vier Taler“, rief der kleine Römer mit freudestrahrenden Augen. Pius neigte sich zu dem Knaben nieder, legte die Hand auf sein Haupt und sagte liebevoll: „Nimm nur, kleiner, braver Sohn! Vier sind für dich, sechs für die franke Mutter; und bis du groß bist, will ich eure Hausmiete bezahlen.“

Kriegschronik

Der Krieg zeigt vorläufig noch das alte Gesicht, nur daß die Deutschen im Westen bei Soissons eine günstige Stellung errungen haben und nunmehr das Aisnetal beherrschen. Die Erringung des deutschen

de Riesenschlacht gegen Rußland, für deren Ausgang wir keine Sorge hegen. Hötzendorf und Hindenburg werden es schon machen!

Zur See und in der Luft hat es auch Überraschungen gegeben, indem zum ersten Male mehrere Zeppele über England erschienen sind, um den Engländern einen nicht gelinden Schrecken einzujagen. Und in der Nordsee fand ein nicht unbedeutendes Schiffsgesecht statt, das von den Engländern als unentschieden abgebrochen wurde.

Am 9. Jänner. An der Kawa werden 2000 Russen gefangen. — Russische Angriffe bei Zaklicyn abgewiesen. 1200 Franzosen in den Argonnen, 200 im Ober-Elß gefangen.

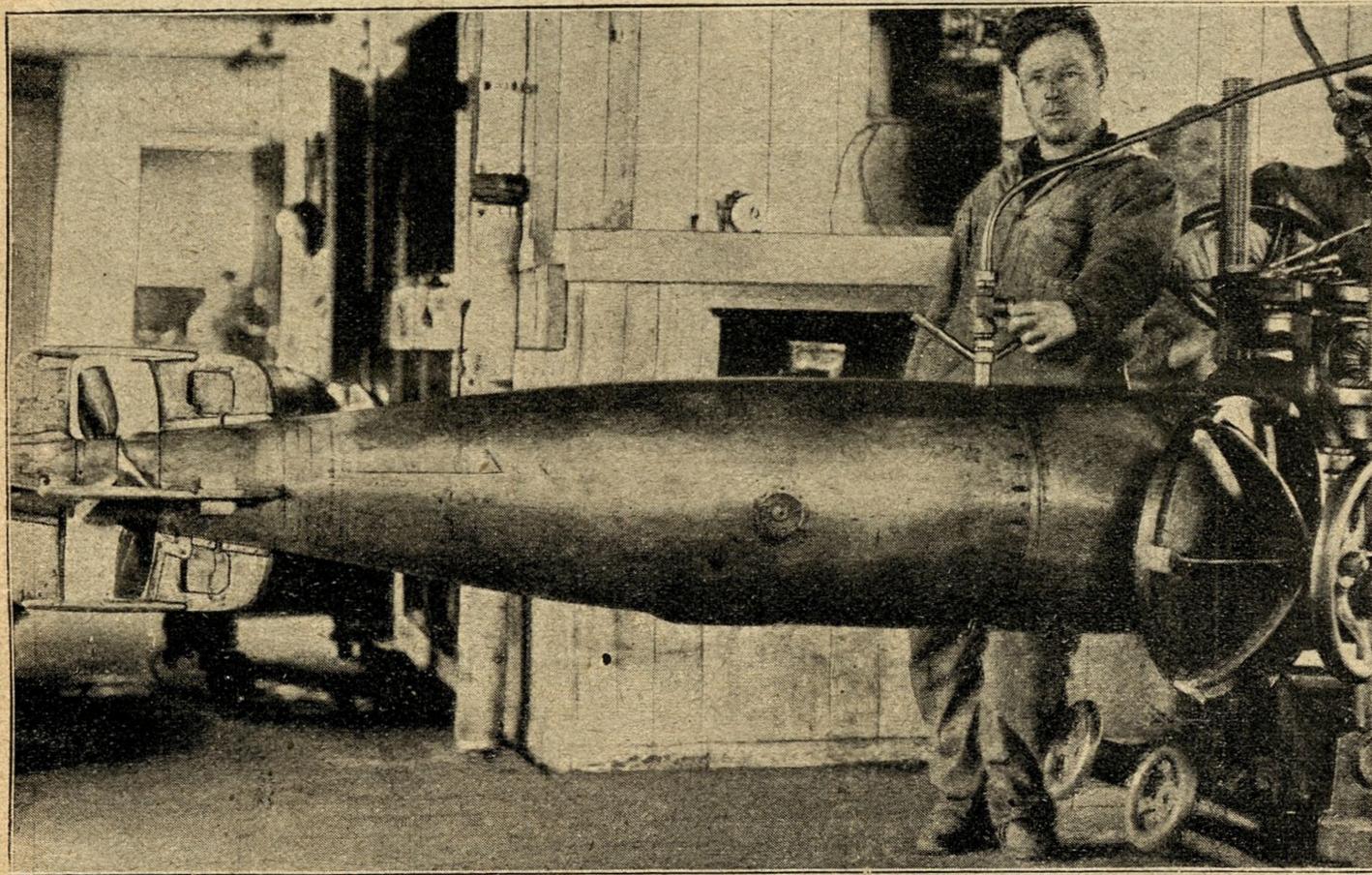
10. Jänner. Deutsche Flugzeuge in lebhafter Tätigkeit über französischen und englischen Küstenorten. — An der Rida

13. Jänner. In den Dünen bei Neuport und südöstlich Npern Artilleriekämpfe. Besonders starkes Feuer richtet der Feind auf Westende-Bad, das er bald gänzlich zerstört haben wird. — Vor Dover werden (nach englischen Meldungen) deutsche Unterseeboote gesichtet. — In Fortsetzung des Angriffes vom 12. Jänner nordöstlich Soissons greifen die deutschen Truppen in Gegenwart des Kaisers erneut auf den Höhen von Vregny an und säubern auch diese Hochfläche vom Feinde (14 franz. Offiziere u. 1130 Mann gefangen). — Die türkischen Truppen rücken in Aserbeidschan, unterstützt von persischen Kontingenten, beständig vor; sie besetzen Tabriz und Selmas, die beiden letzten russischen Stützpunkte dieser Gegend. — Das österreichisch-ungarische Ministerium des Außern übernimmt an Stelle des aus wichtigen persönlichen Gründen zurücktretenden Grafen Berchtold Baron Stephan Burian.

14. Jänner. Französische Angriffe beiderseits Notre-Dame de Lorette nordwestlich Arras werden abgewiesen. — Nördlich und nordöstlich Soissons ist das nördliche Aisne-Ufer von den Franzosen endgültig gesäubert. Die deutschen Truppen erobern Cuffies, Crony, Bucy, Le Long Mißy und die Gehöfte Baurrot und Berrerie. Die deutsche Beute aus den dreitägigen Kämpfen nördlich Soissons beläuft sich auf rund 5200 Gefangene, 16 schwere, 17 leichte Geschütze, zahlreiche Maschinengewehre, mehrere Revolverkanonen usw. Die Franzosen erlitten schwere Verluste; 4 bis 5000 tote Franzosen wurden auf dem Kampffeld gefunden. — In Polen wird ein Stützpunkt der Russen nordöstlich Kawa erobert (500 Russen gefangen). — Am Dunajec findet heftiger Geschützkampf statt, bei dem die schwere österreichische Artillerie prachtwolle Erfolge hatte.

15. Jänner. Das Gehöft La Boisselle nordöstlich Albert wird gänzlich zerstört und von Franzosen gesäubert. Ein französischer Angriff auf Allly (südöstlich St. Mihiel) bricht unter deutschem Feuer in der Entwicklung zusammen. — Ein französisches Unterseeboot, das sich dem Eingang in die Dardanellenstraße zu nähern versucht, wird durch die türkische Artillerie zum Sinken gebracht. — Aus Südafrika wird gemeldet, daß die offene Hafenstadt Swakopmund von südafrikanischen Truppen besetzt ist.

16. Jänner. In Westgalizien herrscht der Geschützkampf weiter an. — Auch im Westen herrscht im allgemeinen, Artilleriekämpfe ausgenommen, Ruhe. — Bei Blangy, östlich von Arras sprengten die deutschen Truppen ein großes Fabrikgebäude. — Französische Verluste während der letzten vier Wochen: etwa 26.000 Tote, 17.860



Füllung eines Torpedos mit komprimierter Luft.

Erfolges war mit schweren Verlusten für die Franzosen verbunden. In der Bukowina haben die Österreicher das weitere Vordringen der Russen bei Kirlibaba und Fakumeny verhindert und ihnen dort eine furchtbare Niederlage beigebracht. Die Russen wären gerne nach Siebenbürgen hinein und es war besonders für die Rumänen eine Zeit heftigster Spannung, die nun freilich vorüber ist. — In Nordpolen und Ostpreußen scheint sich etwas Ernstes vorzubereiten. Rechts der Weichsel haben nämlich die Russen einen Keil bis hinter Lipno, also fast bis an die Posener Grenze, hineingetrieben und dies mit dem Versuche verbunden, die Deutschen von Nordosten her bei Gumbinnen zu umfassen. Die Entwicklung des Kampfes ist noch im Gange, es ist wohl die zweite entscheidende

verlustreicher Kampf für die Russen. — Portugiesische Truppen weigern sich unter dem Jubel der Bevölkerung von Lissabon ins Feld zu ziehen.

11. Jänner. Bei Crony ein französischer Angriff abgeschlagen. — Die Russen ziehen sich im Ungtale an den Uszokerpaf zurück. — Es wird bekannt, daß 8000 Engländer und Askari anfangs November bei Tanga in Ostafrika von 2000 Deutschen geschlagen wurden und dabei 3000 Mann Verluste hatten.

12. Jänner. Die Vorstadt Palingburg von Neuport von den Deutschen genommen. — Französische Niederlage bei Soissons. In erfolgreichem Gegenangriff erstürmen die Deutschen unter General Kluck die Höhen nordöstlich Cuffies und Crony. 1700 Franzosen gefangen.

Gefangene; Gesamtverlust auf mindestens 150.000 Mann zu schätzen. Deutscher Gesamtverlust im gleichen Zeitraum noch nicht ein Viertel dieser Zahl.

17. Jänner. Der Versuch der Russen über den Wkraabschnitt bei Radzanow vorzustößen, mißlingt. — Östlich von Zakliczyn zwingt unsere Artillerie die Russen zur Aufgabe ihrer vordersten Stellung in einer Ausdehnung von 6 Kilometer. — Weiteres Vordringen der Deutschen bei La Boisselle und im Argonnenwalde. Artilleriekampf bei Neuport und heftiger Kampf bei Bilsen. — Die türkischen Truppen im Kaukasus verteidigen mit Zähigkeit ihre Stellungen gegen die infolge herangezogener Verstärkungen überlegenen russischen Kräfte, westlich von Chorringen sie einen Erfolg.

18. Jänner. Bei Radzanow, Biezun und Sierpce werden die Russen unter schweren Verlusten zurückgeworfen. Auch bei Jakobeny in der südlichen Bukowina wird ein russischer Vorstoß unter schweren Verlusten des Gegners zurückgeschlagen. Im übrigen ist die Lage im Osten und im Süden unverändert. — Auch im Westen finden nur Artilleriekämpfe statt. — Der italienische Dampfer „Barese“ fährt bei Pola in das Minenfeld und sinkt.

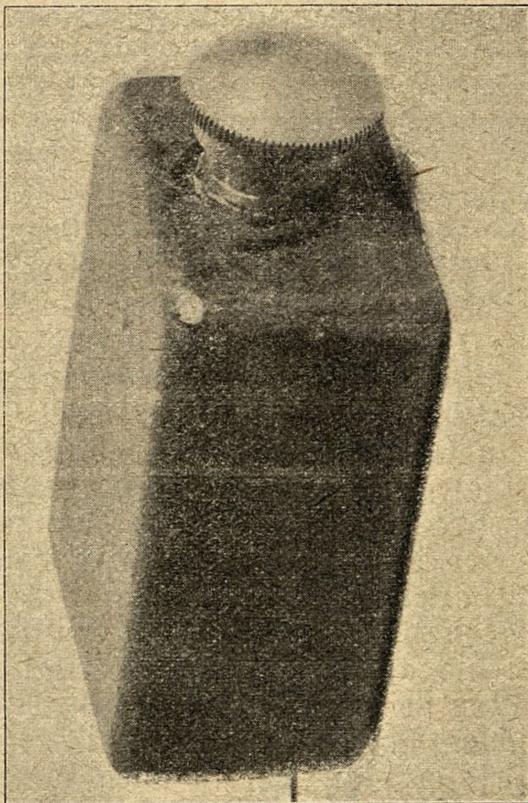
19. Jänner. Am Dunajec werden die Russen aus einzelnen Stellungen verdrängt und eine feindliche Kriegsbrücke zerstört. — Westlich von Arras, in den Argonnen und nördlich von Senheim, gewinnen die deutschen Truppen an Boden. — Deutsche Marineluftschiffe werfen auf einzelne befestigte Küstenstädte Ostenglands (Plymouth, Sheringham, Cromer, Kingslynn) mit Erfolg Bomben ab. — Einberufung der gemusterten Landsturmpflichtigen d. Jahrgänge 1878—1886 für 1. und 15. Feber in Österreich-Ungarn.

20. Jänner. Die Russen am Dunajec zur Preisgabe eines Meierhofes gezwungen und eine Brücke über den Dunajec von den Unsrigen zerstört. — Der Herzog von Sibirien im Oberelsaß den Franzosen entrisen. — Es wird bekannt, daß die „Karlsruhe“ in Westindien in 14 Tagen 11 feindliche Schiffe kaperte. — In Haiti soll sie einen Stützpunkt gefunden haben. — In 215 Orten Polens wurden von den Russen Judenpogrome veranstaltet. — Erzherzog Karl Franz Josef ist zum Besuch Kaiser Wilhelms ins deutsche Hauptquartier gereist.

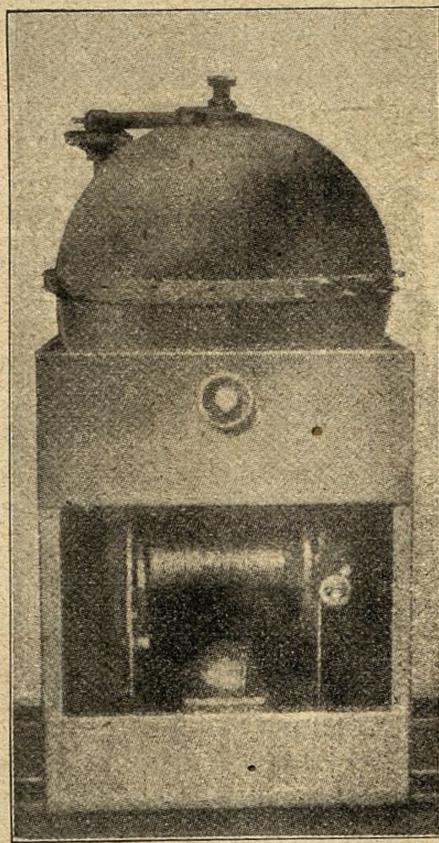
21. Jänner. Geschützkampf in Westgalizien und Südpolen. — Ein Teil der bei St. Mihiel verlorenen Stellungen von den Deutschen wiedergewonnen. — Die Russen in einem Gefecht östlich Lipno geschlagen. Ein russischer Angriff bei Koskiew und Lopuzno abgewiesen. — Die portugiesische Kammer bewilligt 72 Millionen für Kriegszwecke. — Die deutsche Regierung beklagt sich in der „Nordd. Allg. Ztg.“ über die Verletzung der amerikanischen Neutralität durch Lieferung von Waffen an den Dreiverband. — Der Lob-

cen wird wieder von den Österreichern beschossen.

22. Jänner. Die Russen werden in Chociny von den Österreichern mit großem Erfolg beschossen. — Südlich der Weichsel Geschützkampf. — Anhaltende Regengüsse in Frankreich. — Der Hartmannsweiler Kopf im Elsaß von den Deutschen erstürmt.



Serbische Handbombe.



Deutsche Mine.

— Im Kaukasus bereiten die Türken auf ihrem linken Flügel einen Umgehungsversuch der Russen. — Die Engländer bei Korna in Mesopotamien geschlagen. — Der Papst spendet für die notleidenden Galizier 10.000 Lire. — In Lissabon werden 61 monarchistische Offiziere wegen Meuterei verhaftet. — Der englische Dampfer „Durward“ von einem deutschen Tauchboot in der südlichen Nordsee versenkt.

23. Jänner. Kirlibaba und Jakobeny in der Bukowina von den Österreichern wieder erobert, wobei die Russen eine schwere Niederlage erleiden. Ihr Vorstoß auf Siebenbürgen wird dadurch vereitelt. — Die Russen bei Prasnycz abgewiesen, aus Blinno und Goyk herausgeworfen, bei Szpital Gorny zum Rückzug gezwungen. — Ministerpräsident Dato erklärt unter dem Jubel der Kammer Spaniens unbedingte Neutralität.

24. Jänner. Seeschlacht nordwestlich von Helgoland. Engländerseits ein Panzerkreuzer und zwei Zerstörer gesunken, deutscherseits der Panzerkreuzer „Blücher“. Die Engländer lassen den Kampf unentschieden und ziehen sich zurück. — Südlich Tarnow wieder einige Stellungen von den Russen geräumt. — Bei Rafailowa (westlich Kolomea) müssen sich die Russen auf Zielona zurückziehen. 1050 Russen gefangen. — Heftige Geschützkämpfe in Frankreich. — Kämpfe in der Front Gumbinnen—Löben; die Russen nordöstlich und südwestlich Gumbinnen mit schweren Verlusten zum Zurückweichen gezwungen. — Einberufung des neu ausgemusterten Landsturmes in Österreich-Ungarn. Weitere Musterungen werden zur Zeitgewinnung im Musterungs- und Ausbildungswesen in baldige Aussicht gestellt. — Es wird bekannt, daß am 14. Dezember Fez von den Marokkanern den Franzosen entrisen wurde, wobei die Franzosen 3500 Tote u. Verwundete hatten. — Baron Burian trifft im deutschen Hauptquartiere ein.

Rundschau.

Am 14. Jänner erschütterte ein furchtbares Erdbeben die Gegend um Rom und der Abruzzen. In Rom selber war der Schaden nicht allzugroß, aber die Abruzzenstadt Avezzano wurde fast dem Erdboden gleichgemacht. Von 11.000 Einwohnern scheinen kaum 1000 mit dem Leben davongekommen zu sein. Im ganzen dürften über 50.000 Menschen durch das schreckliche Unglück den Tod gefunden haben, insbesondere auch, weil die Rettungsarbeiten sehr spät und sehr fahrlässig von Rom aus betrieben wurden. Der König erschien selber auf den Unglücksstätten. Der Papst stellte das vatikanische Lazarett Sa. Marta zur Verfügung, wo er selbst erschien, um den Unglücklichen Trost zuzusprechen. Als um 7 Uhr 53 Min. früh das Unglück geschah, kniete der hl. Vater, der eben in der Bibliothek weilte, nieder und betete.

Für den 7. Feber, Sexagesimasonntag, hat der hl. Vater angeordnet, daß früh und abends in allen Kirchen Europas eine Friedensandacht stattfinden und untertags das Allerheiligste ausgekehrt bleibe. Ein vom Papste verfaßtes Bittgebet zum hl. Herzen Jesu solle bei der Abendandacht gebetet werden. Die Gläubigen werden ermahnt, durch Empfang der hl. Sakramente das Weltbittgebet recht wirksam zu machen.

Missionen.

Die Altchristen in Japan.

Im März 1915 werden es 50 Jahre seit der Auffindung der Altchristen in Japan sein. Schon in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts waren die katholischen Missionäre wieder mit den Japanern in Verbindung getreten, und oft hatten sie sich die Frage gestellt, ob wohl noch ein Überbleibsel der alten christlichen Gemeinden, die auf den hl. Franz Xaver zurückgingen, vorhanden seien. Da erfolgte im Jahre 1862 die Heiligsprechung der 26 japanischen Märtyrer, deren Fest am 5. Feber gefeiert wird. Zur Erinnerung an dieses bedeutende Ereignis begannen die Priester des Pariser Seminars zu Nagasaki den Bau einer Kirche für die in der Stadt sich ansiedelnden europäischen Katholiken. Aber kaum stand das Gotteshaus vollendet, als am 17. März 1865 etwa 15 Japaner vor P. Petitjean erschienen und ihm erklärten, „sie seien eines Herzens mit ihm“.

„Wirklich? Und woher kommt ihr denn?“ fragte der erstaunte Missionär.

„Wir sind aus Urakami, nicht weit von hier, wo fast alle Bewohner mit uns eines Herzens sind“, lautete die Antwort.

Auf ihren Wunsch zeigte ihnen der Missionär das Bild der allerseligsten Jungfrau. Sie fielen auf die Knie und riefen: „O, das ist wahrhaftig Santa Maria! Siehe das Jesuskind in ihren Armen!“ Und sie erzählten, wie der göttliche Heiland, dessen Geburt am 25. Dezember gefeiert werde, für alle Menschen am Kreuze gestorben sei, und daß sie jetzt eben — es war Fastenzeit — das Andenken an sein Leiden begingen.

P. Petitjean konnte kaum seinen Ohren trauen. Er erkundigte sich weiter und erfuhr nun, daß viele Hunderte von Familien in Urakami den Glauben bewahrt u. im verborgenen ausgeübt hatten. Die wesentlichen Lehren und mehrere Gebete in lateinischer Sprache hatten sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, und keiner noch so harten Verfolgung war es gelungen, die starke Organisation der Christengemeinden zu brechen. Nach wie vor spendeten bestimmte Mitglieder die heil. Taufe, standen dem Gebete vor, sekten den Kirchenkalender auf und stellten die Fest- und Fasttage fest.

Der Jubel der Missionäre war groß, noch größer die Freude der Altchristen. Aus etwa zwanzig Ortschaften strömten die Leute herbei, und Urakami entwickelte sich zu einem großen Katechumenate. Um die Wachsamkeit der noch stets christenfeindlichen Behörden zu täuschen, sammelten sie sich nur des Nachts um den Missionär; aber schon bald hatten die Heiden den Grund der nächtlichen Wanderungen erraten, und nun brach eine neue offene Verfolgung über die Christen herein. Am 8. Juli 1867 umringten Soldaten d. Versammlungsort, nahmen die Kultusgegenstände weg und schleppten 64 der angefe-

hensten Katholiken ins Gefängnis. Etwa ein Jahr später, am 14. Mai 1868, veröffentlichte die kaiserliche Regierung einen Erlass, der den Christen von Urakami Verbannung oder Hinrichtung androhte, sollten sie die Religion des Westens weiter ausüben. Und am 7. Juni erschien ein Edikt, das über 4006 Katholiken das Verbannungsurteil aussprach. Schon am 20. Juli wurden 114 Familienväter nach Nagasaki berufen und nach den verschiedensten Gegenden abgeführt. Zwar brachten die politischen Unruhen, die die Anhänger des alten Feudalismus gegen die kaiserliche Regierung erregten, eine kurze Frist der Ruhe; aber am 1. Jänner 1870 wurden wieder 700 Christen in die Verbannung geschleppt, und in den folgenden Tagen sollte der Rest von Heimat und Hof scheiden müssen. Am 9. Jänner lag das schöne Tal leer und einsam da. Voll Ergebung in Gottes Willen waren die Armen fortgezogen, laut den Rosenkranz betend, die Frauen geschmückt mit dem weißen Schleier, den sie am Tage ihrer Taufe getragen hatten.

Die Regierung glaubte, die christliche Religion bis auf die Wurzel vertilgt zu haben; aber sie hatte nicht mit dem Mute der schlichten Bauern von Urakami gerechnet. Diese erhoben jetzt in allen Gegenden des Kaiserreiches die Fahne Christi und nötigten durch ihr musterhaftes Leben, ihre Geduld und Sanftmut selbst den höchsten Kreisen Achtung ab und gewannen mehr als einen ihrer früheren Gegner für die verfolgte Lehre Christi.

Im Jahre 1873 wurde das Verbannungsdekret plötzlich aufgehoben. Veranlassung dazu gaben die dringenden Vorstellungen einer japanischen Gesandtschaft, die damals Europa besuchte und wegen der Katholikenverfolgung überall auf einen kühlen Empfang gestoßen war. Freudig kehrten die Christen — 660 waren den Mühseligkeiten erlegen — in ihre Heimat zurück. Aber was war aus dem schönen Tale geworden! Die Häuser lagen in Trümmern, auf den Feldern wucherten Dornen und anderes Unkraut, und im folgenden Jahre warf ein furchtbarer Sturm die in Eile wieder aufgebauten Hütten zu Boden und vernichtete die Ernte. Dazu kamen die Pocken und die Ruhr, die unter der armen, ausgehungerten Bevölkerung zahlreiche Opfer forderten. Aber die Überlebenden ließen sich nicht entmutigen. Arbeit und genügsames Leben halfen ihnen allmählich auf, und als vier Jahre später die Familie des Statthalters, die seit Jahrhunderten die Gegend geknechtet hatte, Haus und Hof verkaufen mußte, durften sie es wagen, durch freiwillige Zeichnung der erforderlichen Summe den Ort und das Haus, wo das Kreuz so lange mit Füßen getreten worden war, in ihren Besitz zu bringen und in ein Gotteshaus zu verwandeln.

Nun konnte die Christengemeinde von Urakami sich ruhig entwickeln. Immer mehr wuchs die Zahl, und heute leben in

dem schönen Tale 6800 Katholiken. Sie bilden die größte katholische Gemeinde Japans und stellen die meisten Kandidaten für den einheimischen Welt- und Ordensklerus.

Leider fehlt den mutigen Bekennern bis auf den heutigen Tag ein würdiges Gotteshaus. P. Fraineau hatte schon im Jahre 1894 den Bau einer großen Kirche begonnen; aber die Kriege mit China (1896) und mit Rußland (1904) brachten das Werk zum Stocken. Dazu sank mit der Eröffnung neuer Häfen, die den Handel von Nagasaki ablenkten, der Vermögensstand der Katholiken beträchtlich. Im Innersten durch diese Heimsuchungen getroffen starb P. Fraineau plötzlich am 24. Januar 1911 und hinterließ seinem Nachfolger ein trauriges, schweres Erbe. Zwar gelang es ihm, den Rohbau fertigzustellen; aber damit sind seine Mittel erschöpft.

Die Bekennerkirche von Urakami gehört sicher zu den trostreichsten Eroberungen des Kreuzes seit den Tagen eines hl. Franz Xaver. Sie verdient, daß in ihr ein Denkmal des Sieges über das Heidentum entstehe.

Erziehungswesen.

Wie erziehe ich mein Kind zur Selbstständigkeit?

Von Paul Rieckhoff, Hamburg.

Recht früh selbständig zu werden, ist wohl der sehr berechtigte und anerkanntswerte Wunsch aller jungen Menschenkinder. Nur erst die harten, entbehrungsvollen Lehrjahre vorüber sein lassen, dann noch ein paar kurze, aber arbeitsreiche Gesellenjahre und schließlich freier Handwerksmeister. Dieses erhabene Ziel schwebt recht vielen Jünglingen lebhaft vor Augen. Wollen wir ihnen nicht schon in den Kinderjahren zur Erreichung desselben behilflich sein? So laßt uns denn einmal reiflich darüber nachsinnen, was alles wir anzustellen haben, damit unsere Kinder so schnell wie möglich auf eigenen festen Füßen stehen lernen.

Schon frühzeitig sollte man dem Kinde Gelegenheit zur eigenen Betätigung geben. Ist doch auch die ganze Natur des Kindes darauf angelegt, sich immer etwas zu schaffen zu machen. Am deutlichsten tritt das beim Spiel mit Altersgenossen hervor. Man darf als Erzieher das Kinderspiel keineswegs unterschätzen, weil es ein sehr wichtiges Mittel ist, um zur selbstständigen Arbeit anzuleiten.

Da bei jedem Spiel besondere Regeln aufs genaueste zu beachten sind, so wird dadurch das Kind zur Ordnung und Regelmäßigkeit angehalten, beides Grundsätze, die der späteren Selbstständigkeit desselben sehr zugute kommen. Weiterhin stellt ja jedes Spiel an die einzelnen Teilnehmer schon ein hohes Maß von selbstständiger Tätigkeit, die nicht ohne Einfluß auf die fernere Entwicklung der Kinder sind. Je freier und selbstständiger ein Kind beim Spiel auftritt, desto sicherer

ist es auch fernerhin in seinen Berufsarbeiten.

So sehr nun auch das Spiel als trefflicher Erzieher zur Selbständigkeit zu würdigen ist, so darf demselben doch kein allzubreiter Raum zugemessen werden, damit dem Kinde Gelegenheit verbleibt, auch in seinen kleinen täglichen Pflichten zu zeigen, daß es schon ziemlich selbständig zu handeln imstande ist.

Ihr lieben Eltern, laßt eure Kinder täglich ihre ihnen zugewiesenen Arbeiten in mustergültiger Weise ausführen. Ihr wißt ja am besten, an welchen Beschäftigungen eure kleinen Lieblinge am ehesten ihren Tatendurst stillen können. Laßt sie möglichst selbständig schalten und walten und helft ihnen nur dann ein wenig nach, wenn es nicht mehr so richtig klappt. Die Kleinen müssen eben ihr Köpfchen anstrengen und selber denken. Je eher, desto besser. So erteile man ihnen dann und wann Aufträge, die schon eine beträchtliche Anstrengung des Geistes verursachen, wenn sie richtig ausgeführt werden sollen. Wenn dann das Kind derartige wichtige Besorgungen zur vollsten Zufriedenheit der Eltern ausrichtet, wie steigert sich dann das Selbstbewußtsein des jungen Weltbürgers. Stolz, wie ein König, kommt es sich ob seiner vermeintlichen übergroßen Klugheit vor. So muß ein Kind nach und nach auch mit schwierigen Arbeiten bekannt gemacht werden, damit es in jedem einzelnen Falle selbständig denken u. handeln kann. Freilich wird nicht alles gleich wie am Schnürchen gehen; manche Widerstände wird das Kind zu überwinden, manchen Mißerfolg zu erdulden haben. Sehr oft wird es mit dieser oder jener Arbeit nicht fertig werden können. Da muß man natürlich nachhelfen, indem man es auf etwaige gemachte Fehler aufmerksam macht. Wenn man so seinen Kindern die Wege ebnet, wird man die große Freude erleben, daß aus ihnen praktische, tüchtige Tatmenschen werden.
(Schluß folgt.)

Gesundheitspflege.

Spizwegerich (*Plantago lanceolata*) ist unter den Wegericharten die bekannteste. Zu Heilzwecken werden hauptsächlich die Blätter, aber auch die Wurzel und der Same verwendet. Der Spizwegerichte u. der ausgepreßte Saft hat gegen Lungenkrankungen (sogar gegen Schwindsucht) geradezu Weltruf, der durch Kneipp gewissermaßen wieder neu belebt wurde. Am besten ist es, man sammelt reichlich, zerhackt dieselben (nach vorhergegangenem Waschen mit kaltem Wasser) und preßt den Saft durch ein Tuch. Sobald im Tuche zurückbleibende Blätter ausgepreßt erscheinen, schüttet man noch etwas Wasser darüber, um auf diese Weise den noch vorhandenen kostbaren Saft aufzulösen. Das beste wäre freilich eine Kräuterpresse zu verwenden, deren Anschaffung sich bei der Bereitung eines größeren Vorrates bald verlohnen würde. Der Saft wird

mit der gleichen Menge Honig bis zu Sirupdicke eingekocht. Derselbe hält sich sehr lange. Hievon nimmt man täglich öfters einen Eßlöffel voll, zumal früh nüchtern. Man kann derartig eingekochten Spizwegerichsaft auch unter die gekochte (saure) Milch rühren, was sehr wohlschmeckend und bekömmlich ist. Zerquetschte — natürlich vorher gewaschene — Spizwegerichblätter, auf Wunden u. Geschwüre gelegt, bringen dieselben rasch zum Heilen. Man kann hiezu auch den ausgepreßten Saft benützen. In alten Kräuterbüchern und von Pfarrer Kneipp wird Spizwegerich auch als sehr blutreinigend und gut gegen Leber-, Nieren- und Blasenleiden, dann auch gegen Pollutionen, weißen Fluß und zu starker monatlicher Periode empfohlen.

Süßholz (*Glycyrrhiza glabra*). Der Absud wird hauptsächlich als schleimlösendes Mittel gegen Erkrankungen der Atmungsorgane verwendet.

Tausendguldenkraut (*Erythraea centaureum*). Der von Kneipp ungemein hochgeschätzte Tausendguldenkrauttee ist eines der besten, vielleicht das beste Mittel, um auf den Magen und die Verdauungsorgane anregend und reinigend einzuwirken. Er beseitigt das lästige Sodbrennen, verbessert die Magensäfte durch den Bitterstoff, den er enthält und soll auch auf Leberleiden günstig einwirken. Der Tee ist früh nüchtern und abends vor dem Schlafengehen — je 1 Tasse — zu trinken. Wenn der Tee zu bitter sein sollte, kann er mit Honig versüßt werden.

Für Haus und Küche.

Erdäpfelockerln. Zwei mittelgroße, gekochte Erdäpfel werden passiert. Ein eigrößes Stück Butter rührt man mit 1 Eidotter, 1 ganzen Ei und etwas Salz sehr flaumig, mischt die Erdäpfel samt einem schwachen Eßlöffel Mehl und ebensoviel Semmelbröseln dazu und kocht davon Nockerln in die Fleischsuppe ein.

Karfiol gebacken. Nachdem der Karfiol in Salzwasser nicht zu weich gekocht ist, wird er in kleine Rosen zerteilt, dann in Ei und Semmelbröseln garniert, in heißem Schweineschmalz schön gelb gebacken und auf der Schüssel serviert.

Gepöfelte Rindszunge. 1 Liter Wasser wird mit $\frac{1}{4}$ Kilo Kochsalz, 3 Deka Zucker, 2 Gramm Salpeter, einigen Pfefferkörnern und Neugewürz, 2 Lorbeerblättern, 2 Wachholderbeeren aufgekocht und, wenn erkaltet, über die Zunge gegossen. Die Zunge wird dann täglich umgewendet und man kann sie schon nach 6 bis 8 Tagen abkochen. Ist sie weich gekocht und abgehäutet, kann sie kalt oder warm aufgetragen werden.

Stockfisch mit Erdäpfeln. Man kocht einige Erdäpfel, schält sie und schneidet sie blättrig, worauf man sie in etwas zerlassener Butter oder in Schweineschmalz röstet. Der gereinigte, in Stücke geschnittene Stockfisch wird mit kochendem Salzwasser überbrüht und in einer Kasserolle

mit einem großen Stück Butter gedünstet. Nun bestreicht man eine Porzellanschüssel mit Butter, gibt eine Lage von den Erdäpfeln, dann eine Lage Stockfisch hinein und so fort; die oberste Lage wird mit Rahm übergossen, mit Semmelbröseln bestreut, mit einem Stück Butter, in welchem man fein geschnittene Zwiebel gelb anlaufen ließ, übergossen und eine halbe Stunde in der Röhre gebacken.

Für den Landwirt.

Wie der Bauernstand verschuldet ist!

In gewissen Kreisen kann man noch immer reden hören, wie gut es dem Bauer gehe, da er es am besten versteht, die Städte mit seinen Erzeugnissen, als Milch, Fleisch, Obst usw. auszuwuchern. Wer am Lande lebt und weiß, wie wenig die Bauern an Ort und Stelle für ihre Produkte bekommen, muß über solche Behauptungen lachen. Alle diese lügenhaften Behauptungen von der Profitgier der Bauern werden von den Großhändlern u. der Masse von jüdischen Zwischenhändlern ausgestreut, die ein Interesse daran haben, daß bei jedem Stück Vieh, bei jedem Liter Milch, bei jeder Fuhre Obst Groß- und Zwischenhandel ordentlich verdient. Wenn es dem Bauer so gut ginge, wie diese Leute behaupten, würden die Grundbücher eine andere Sprache reden, als dies heute der Fall ist. Im Laufe von 25 Jahren sind in Österreich allein 220.000 landwirtschaftliche Betriebe durch Zwangsverkäufe veräußert worden. Die auf diesen Bauerngütern lastenden Schulden beliefen sich auf 1.460,400.000 K. Der Erlös der verkauften Güter betrug jedoch nur 854,000.000 K, so daß 606,000.000 K wegen ungenügenden Erlöses gelöscht werden mußten. Im Jahre 1912 wurden in Österreich 14.089 Bauernhöfe gerichtlich verkauft. Der Schätzwert betrug 60,301.680 Kronen, der Schuldenstand 75,990.116 K. Da beim Verkaufe nur 45,001.234 K erzielt wurden, mußten 30,988.882 K Schulden gelöscht werden. Die Güterschlächter entwickeln bei gerichtlichen Veräußerungen von Bauerngut geradezu eine verbrecherische Tätigkeit, ein großer Teil der Zwangsverkäufe findet durch die Schuld dieser Totengräber des Bauernstandes unter dem Schätzwerte statt. 225.000 Bauerngüter in 25 Jahren verkauft — wieviel Tausende von Bauernfamilien wurden da in das Proletariat hinabgestoßen, da man kaum annehmen kann, daß mehr als 200.000 Familien soviel gerettet haben, daß sie sich als kleine Händler Pächter usw. ein neues Heim gründen konnten. Wenn man die Familie zu Köpfen rechnet, sind aus den 200.000 Familien allein eine Million Menschen Proletarier geworden, die vielfach das Heer der Arbeitslosen vermehren. Durchschnittlich kommen täglich 20 Bauernhöfe unter den Hammer — ist das nicht eine furchtbare Mahnung für jene maßgebende Kreise, denen die Erhaltung des Bauernstandes am Herzen liegen muß?

Gemeinnütziges.

Gegen Schimmel. Es kommt nicht selten vor, daß sich in Gemächern mit feuchten Mauern, in Schränken und anderen Behältnissen, an Kleidern und sonstigen Gegenständen Schimmel ansetzt. Dies ist besonders unangenehm da, wo Schriften und wichtige Dokumente aufbewahrt werden, weil oft die Schrift dadurch leidet. Pflanzensammlungen werden davon nicht selten in kurzer Zeit zerstört. Das beste Mittel dagegen ist, außer fleißigem Lüften die Aufstellung eines Gefäßes mit ungelöschtem Kalk, der durch Aufsaugen der Feuchtigkeit die Luft trocken und rein erhält. Der Kalk muß zuweilen erneuert werden.

Teppiche und Möbelüberzüge zu reinigen. Man klopfe und bürste sie recht sorgfältig aus und bürste dann die Gegenstände mit einer guten Seifenbrühe tüchtig durch. Dann wird die Seife mit reinem Wasser abgewaschen, löst Alaun in Wasser auf (für 3 Liter Wasser genügen 15 Gramm Alaun) und wäscht die Gegenstände mit dieser Auflösung mittelst eines Schwammes ab.

Bettgeschichten.

— **Die Krainer-Jäger.** Bei einem russischen Rückzuge hatten die russischen Nachhut mit Drahthindernissen versehene Stellungen bezogen. Ein Krainer Jägerbataillon bekam den Befehl, die Russen aus den Stellungen zu verjagen. In der Nacht vom 12. auf den 13. Dezember griffen 61 Mann mit dem bereits mit der silbernen Tapferkeitsmedaille deforierten Einjährig-Freiwilligen-Zugsführer Macer die Stellungen an. Da ein Durchkriechen durch die Hindernisse mit Tornister unmöglich war, warfen die Jäger die Tornister ab und krochen, nur mit dem Gewehr bewaffnet, durch die Hindernisse. Am jenseitigen Rand angekommen, stürmten sie mit Hurra- und Ziviorufen auf die Deckungen los. Trotz des heftigen Feuers stürmten die braven Krainer, bis es zum Handgemenge kam. Die Russen, im Glauben, daß sie von einer wer weiß wie starken Kraft angegriffen werden, ergaben sich. Der russische Kommandant weinte, als ihm ein Jäger den Säbel abnahm; er sagte, er schäme sich, von einer so geringen Zahl Österreicher gefangengenommen zu werden. Denn 61 Mann hätten ein russisches Bataillon in der Stärke von 276 Mann, darunter einen Oberstleutnant, einen Major und vier Offiziere gefangen und zwei Maschinengewehre erbeutet. Einjährig-Freiwilliger Zugsführer Macer wurde für die goldene Tapferkeitsmedaille, viele andere für eine weitere Auszeichnung vorgeschlagen. — Durch solche Ruhmestaten haben sich die Krainer Jäger den Ehrennamen „Das stählerne Rückgrat des eisernen Korp“ (Grazer Korps) erworben.

— **Das Eiserne Kreuz.** Auf dem Trierer Wochenmarkte ereignete sich ein schö-

nes Vorkommnis. Eine Bauersfrau brachte mit ihrer Tochter Butter zum Markte. Nachdem sie eine Weile ihre Ware feilgebieten hatten, sagte die Tochter zur Mutter: „Gib ein wenig auf meinen Korb acht: es ist mir so eigen zumute, ich muß für den Josef beten gehen.“ „Geh in Gottes Namen“, sagte die Mutter, die ihrer geängstigten Tochter traurig nachsah, als diese ihre Schritte zum Dom hinlenkte. Nach einer kurzen Weile schritt ein leicht verwundeter Soldat suchend durch die Reihen der Verkäuferinnen. Endlich schien er die Gesuchte gefunden zu haben, denn mit dem frohen Rufe: „Grüß Gott, Mutter,“ eilte er auf die Bauersfrau zu und streckte ihr glückstrahlend die Hand entgegen. „Grüß Gott, mein lieber Jung! Bist du es denn auch wirklich? Sag, hast du auch deine Sach gut gemacht?“ „Hier, Mutter, kannst du sehen, ob ichs recht gemacht habe,“ sagte der beglückte Sohn, und wies auf das Eiserne Kreuz, das seinen Waffenrock schmückte. Mit Tränen in den Augen umarmte die stolze Mutter ihren Sohn und sagte: „Josef, nun geh schnell in den Dom und dank unserm Herrgott, daß du wieder glücklich heimgekommen bist; oben beim Tabernakel kniet unser Bärchen, dem kannst du auch zeigen, daß du dir das Eiserne Kreuz verdient hast.“ Als die Umstehenden die gute Mutter zu ihrem Heldensohne beglückwünschten, rief die freudig erregte Frau: „Nun kommt, ihr Leut, heut kostet meine Butter nur 1 Mark.“ Von diesem billigen Angebot machten denn auch viele Hausfrauen gleich Gebrauch.

— **Das neueste Lied vom Rhein.** Es ist Gesangstunde. Der Lehrer beginnt. „Zuerst, meine Lieben, wollen wir die Wacht am Rhein singen!“ — Das geschieht, worauf der Lehrer fortfährt: „Nun wollen wir noch ein anderes Lied vom Rhein singen. „Kennst du noch ein anderes Lied vom Rhein? — du? — du? — Aber es gibt ja doch deren so viele. Weiß denn keiner von euch noch ein Lied vom Rhein?“ — Große Pause. — Endlich erhebt sich ein kleiner Knirps: „Ja, Herr Lehrer.“ — „Schön, mein Lieber, so singe es uns doch.“ — Und frisch und munter beginnt der Junge: „Kommen Sie rein, kommen Sie rein, kommen Sie rein in die gute Stube usw.“

— **Eine Bergwerkskatastrophe in Italien.** Die Bewohner des Monte Robello bei Salerno sind von einem großen Unglück bedroht. Infolge des Erdbeben hat sich der Monte Robello in einer Ausdehnung von 1500 Metern Länge direkt gewalpen. Die entstandene Kluft verbreitert sich immer mehr. Tausende Bäume sind bereits entwurzelt. Die Katastrophe hat alle Bewohner der weiteren Umgebung zur Flucht in die Ebene getrieben. Sie mußten alles im Stiche lassen. Die Häuser sind zumeist dem Einsturz nahe. Das Erdreich an den geborstenen Stellen sinkt immer tiefer ein. An einer Stelle hat sich ein See gebildet, der bereits 250 Meter lang und breit ist.

— **Ein gestörter Kaffeeplausch.** In Steinach bei Meiningen hielt kürzlich eine Witwe „Kaffeekränzchen“. Zwölf Frauen hatten sich eingefunden und bald war die regste Unterhaltung im Gange. Als sie so gemütlich im eifrigen Gespräche waren, gab plötzlich der Fußboden nach und die ganze Gesellschaft stürzte in den Keller hinab. Zum Glück ging alles gut ab und es gab nur einige Beulen und Verstauchungen.

— **Das nächtliche Ungeheuer.** Die Kieler Zeitung veröffentlicht einen Feldpostbrief, in dem der Schreiber ein wahres Geschichtchen von der Front in folgende lustige Verse brachte:

Die Mitternacht zog näher schon,
In stiller Ruh lag's Bataillon,
Der Sturmwind heult um Arras' Trümmer.

Jedoch der Regen war noch schlimmer.
Es wackelte das Rübenfeld,
Herr Arnold treue Wache hält.
Da plötzlich raschelt's in den Rüben,
Und es kommt etwas her von drüben.
Es hüpfst und springt jetzt hin und her,
Herr Arnold aber ruft: „Halt! wer?“
Es rannte weiter mit Gewalt,
Herr Arnold feste darauf knallt.
Getroffen sank es wie vom Hieb
Und maujetot es lieben blieb.
Gerettet war das Vaterland
Durch diesen Schuß von Arnolds Hand.
„Französische Patrouille — tot!“
So meldet stolz vor Freude rot
Herr Arnold dem Herrn Leutnant.
Und dieser wieder drauf verschwand,
„Hartmann und Griesbach,“ rief er aus,
Sie sausten in die Nacht hinaus
Zum Bataillon mit eiligem Schritt
Und brachten obige Meldung mit. . . .
Dann aber kam heran im Trab
Herr Heß und löst' Herrn Arnold ab.
Er starrte in die düstre Nacht
Und hielt getreulich seine Wacht.
Bald aber rief er aus: „Dho!“
Das ist ein Bär aus dem Zoo.
Der will uns gar vielleicht zerreißen,
Uns muß'ge, tapfere, wackere Preußen?
Du Vieh, du Biest, das sterben muß!“
Und durch die Nacht hin rollt der Schuß.
Das Etwas war nun endlich tot,
Und höher kam das Morgenrot,
Und als die Nacht nun ganz entchwand
Das Rätsel seine Lösung fand:
Umstrahlt lag dann im Morgenrot —
Ein Regenschirm — und der war tot.

— **Das moderne Peking.** Früher war Peking eine geheimnisvolle Stätte, die durch die Stadttore streng verschlossen gehalten wurde. Das war durch viele Jahrhunderte der Fall. Heute ist es anders, die Tore sind geöffnet, ein moderner Geist ist in die Stadt eingezogen; es gibt Luxushotels, breite, von elektrischem Licht hell erleuchtete Straßen; Automobile rattern laut daher, und so bietet Peking in einzelnen Teilen bereits das Bild einer Großstadt von heute. Präsident Yuan hat die herrlichste aller Residenzen der 11ten Kaiser, den Peihai oder Nordseepark, dem Publikum gegen ein geringes Ein-

trittsgeld geöffnet. Die chinesischen Landschaftsgärtner der klassischen Zeit haben in der Anlage dieses riesigen Waldgartens ihr Meisterwerk geleistet und eine schier unbegreifliche Fülle von marmornen Brücken, künstlichen Seen, geschnitzten Pavillons und Pagoden geschaffen. Viele der Bäume sind mehrere Jahrhunderte alt.

— **Durch vieles Weinen erblindet.** In dem kleinen Dorfe Klentnik in den Bologner Bergen lebte der Tagelöhner Schmied mit seiner braven und arbeitsamen Frau glücklich und zufrieden. Schmied war ein tüchtiger und gesuchter Arbeiter, seine Frau eine brave Wäscherin, und so hielt die gemeinsame Arbeit die Not von ihrem bescheidenen Heim fern. Ein kleines, reizendes Mädchen erhöhte das Glück ihrer Ehe. Da kam der böse Krieg. Schmied mußte einrücken und wurde auch bald schwer verwundet. Die Frau, die ihren Mann über alles liebte, weinte und weinte, bis sie gänzlich und für immer erblindete. Nun kann sie nichts arbeiten und ist in Not und ihr Mann fern von ihr.

Büchertisch.

Illustrierte Kriegs-Chronik. Nach den bisher erschienenen vier Hefen zu schließen, wird dieser Kriegsjahrgang der Zeitschrift „Immergrün“ eine reich und vornehm illustrierte, aber auch in den Texten dauerwertige Gesamtdarstellung aller wichtigeren Kriegereignisse verkörpern. Schon die bisherigen 4 Hefen (jedes 64 Seiten) enthalten gegen hundert Bilder von den Kriegsschauplätzen, von den vom Kriege betroffenen Städten, von hervorragenden Heerführern, von Kriegsgefangenen usw. Wenn immer es die Mittel gestatten, der sollte gerade diesen Jahrgang (gegen 800 Seiten, mit mehreren hundert Bildern, darunter 12 Druckbeilagen, ganzjährig 5 K., Verlag Ambr. Ditz, Warnsdorf) ohne Säumen bestellen, da nur eine gut und reich illustrierte Chronik unserer heutigen, schweren, aber großen Zeit, eine annähernd klare Vorstellung und Übersicht über die Bedeutung der jetzigen Jahrhundertereignisse ermöglicht und selbst noch für unsere Nachkommen einen lehrreichen Lese- und Anschauungsstoff bildet.

Buntes Allerlei.

General und Feldprediger.

In der preussischen Armee gab es im achtzehnten Jahrhundert einen General, der Kenzel hieß. Er liebte es, Scherze zu machen und spassige Reden zu führen, denn er hatte ein heiteres Gemüt. Einst hatte er die Stelle des Divisionspfarrers in Potsdam zu vergeben. Ein Kandidat Harnisch meldete sich dazu bei dem General. Kenzel aber sagte, des Bewerbers Namen scherzhaft verwandelnd: „Die Stelle kann Er nicht kriegen, mein lieber

Kürass, die ist schon so gut wie vergeben.“ — „Na,“ antwortete der Bewerber schlagfertig, „dann muß ich mit anderweitig umsehen!“ — „Er ist ja ein Schwerenöter,“ antwortete nunmehr Kenzel, „solch einen kann ich aber bei meinen Soldaten gebrauchen, der das Maul auf dem rechten Fleck hat. Er soll die Stelle haben.“ So wurde Harnisch Divisionspfarrer und der General war mit ihm zufrieden.

Wie Franz Hals und van Dyck einander malten.

Franz Hals und van Dyck kannten sich persönlich noch nicht, als einst der Schüler von Rubens Franz Hals einen Besuch abstattete. Nachdem van Dyck ihm einige Lobspprüche über seine Arbeiten gesagt hatte, bat er ihn, ihm sein Bild zu verehren. Franz Hals ließ sich nicht lange bitten und machte sich gleich an die Arbeit. In kurzer Zeit hatte er ein herrliches Gemälde angelegt. Van Dyck lobte es mit so viel Sachkenntnis, daß Hals ihn für einen tüchtigen Kenner hielt, aber da der andere seinen Namen nicht genannt hatte, so kam ihm kein Augenblick der Gedanke, daß sein Gegenüber selbst ein berühmter Maler sei. Sie kamen ins Plaudern und der Besucher sagte schließlich, daß er es auch seinerseits einmal versuchen wolle, eine kleine Skizze seines Gastgebers anzufertigen; er setzte sich vor eine Leinwand und ergriff Pinsel und Palette des Meisters. Allein an der Art und Weise, wie er beides handhabte, erkannte Hals sofort, daß der Fremde kein Stümper sein könne. Er saß ihm also und war neugierig, was der Mann zustande bringen würde. Nach kurzer Zeit bat ihn van Dyck sein Urteil über das Bild abzugeben. Beim ersten Blick, den er auf das Bild warf, rief Hals aus: „Ihr seid van Dyck, kein anderer Mensch auf der Welt malt in dieser Art!“ Und die beiden Männer sanken sich in die Arme.

Die Logik des Berauschten.

Einem arbeitscheuen Menschen, welcher schwankenden Ganges bei strömendem Regen durch die Straßen Berlins wandelte, fiel sein Hut in die Gasse. „Hut des Unglücks!“ redete der Berauschte seinen Hut mit Patos nun an, „wenn ich dir uffhebe, fall ich selber rin — und wenn ich drinn liege, hebst du mir nich uff! Und darum is et juter, ich überlasse dir deinem jammervollen Jeschick!“ — Sprachs und zog seine Bahn weiter durch die Straßen.

Kindermund.

Onkel Willibald hat geheiratet und das neuvermählte Paar wird zum Besuch erwartet. Endlich fährt der Wagen vor, der die neue Tante bringt; dieselbe wird von den Kindern, wahrscheinlich des mitgebrachten Konfektes wegen, stürmisch begrüßt; nur der kleine Kurt steht seiner Gewohnheit zuwider still dabei, die Tante fortwährend fixierend. Tante: „Nun, Kleiner, willst du mir einen Kuß geben? Weshalb schaust du mich denn so genau an?“ — Der kleine Kurt erwiderte:

„Weißt du, Tante, so dumm siehst du doch nicht aus, als wie die Mama dich beschrieben hat.“

Was der Grund war.

Ein Landwehrmann schreibt dem „Schwäb. Merkur“ aus dem Elsaß: Als unsere Kompanie neulich in einem kleinen Nest im Münstertal Halt machte, fragte ich einen kleinen Knirps aus der herumstehenden Schuljugend: „Kleiner, wen hast du lieber, die Deutschen oder die Franzosen?“ Prompt antwortete er: „Die Franzosen!“ „Warum?“ fragte ich erstaunt, bei dem kleinen Bengel so viel Deutschenhaß zu finden. — „Weil sie unseren Lehrer mitgenommen haben.“

Gedankensplitter.

Bist du auch traurig und verwaist,
Ist Tisch und Kammer leer,
Der Vater, der die Vögel speist,
Vergift dich nimmermehr.

Rätsel.

Ziffernrätsel.

1 3 4 1 8 4 Farbe.
2 1 5 6 erzählende Dichtung.
3 5 7 4 7 Krone.
4 7 8 3 2 Pflanzenart.
5 4 2 Bewohner einer Insel.
6 7 4 7 3 Gewicht.
7 3 3 5 6 7 Halbinsel.
8 4 5 7 Feldherr Davids.
1 2 3 4 5 6 7 8 Stadt in Rußisch-Polen.

Silbenrätsel.

Der Weisheit Bild, des Lichtes Feind,
Stellt vor mein erstes Silbenpaar;
Das letzte Paar, blickst du hinein,
Gibt dir dein eig'nes Bildnis klar.
Das ganze ist ein Sagenheld,
Als Narr bekannt der ganzen Welt.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Rebus:

Einig durch Kampf zum Sieg!

Ziffernrätsel:

Wunsch, Irrsinn, Neuern, Tuch, Esche, Fitter,
Sucht, Chinesisch, Uri, Surter.

Winterschuh

Richtige Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer sandten ein:

Josefine Salzer, Weipert; Josef Schönbaß, Rainbach; August Salomon, Zwickau i. N.; Josef Kröll, Salzburg; Franz Salomon, Neuland; Ferdinand Bliem, Salzburg; Anton Weiß, Radl; M. Schreiner, St. Lorenzen a. W.; K. Eigl, Eggendorf i. L.; Emilie Krejcit, Köhrsdorf b. Zw.; Franz Ricker, Raumberg; Marie Springer, Kapsch; L. Reinhold, Gaer; L. Piker, Straßburg i. R.; J. Peter, Mäntling; J. Sähora, Mödling; E. Böhm, Hohenbrunn. — Zu Nr. 1: Rudolf Ritsch, Tramin; Hans Maekler, Bregenz; K. Eigl, Eggendorf i. L.; Rudolf Mannel, Kofitnik; M. Schreiner, St. Lorenzen a. W.; Josef Trattnik, Prävali; P. Beda Bobizer, O. S. B., Marienberg; Anna Ulmaier, Villach; Franz Herrgesell, Schönwald; Marie Holasek, Arnau.

Gegen Ansteckung

müssen wir uns umsomehr schützen, als jetzt ansteckende Krankheiten, wie: Scharlach, Masern, Blattern, Cholera, Typhus, mit erhöhter Kraft auftreten. Deshalb

verwende man

überall, wo solche Krankheiten vorkommen, ein Desinfektions-Mittel, welches in jedem Haushalte vorhanden sein muss. Das beliebteste Desinfektionsmittel der Gegenwart ist unstreitig das

LYSOFORM

welches geruchlos, ungiftig und billig und in jeder Apotheke und Drogerie à 80 Heller zu haben ist. Die Wirkung des Lysoform ist prompt und sicher, weshalb es von Aerzten zur Desinfektion am Krankenbett, zur Waschung von Wunden, Geschwüren, für antiseptische Verbände und zur Irrigation empfohlen wird.

Lysoform-Seife

ist eine milde Toilettenseife, welche 1% Lysoform enthält und antiseptisch wirkt, kann auf die empfindlichste Haut verwendet werden. Sie macht die Haut weich und geschmeidig. Sie werden für die Folge immer diese ausgezeichnete Seife verwenden, welche nur anscheinend teuer, im Gebrauch jedoch sehr ökonomisch ist, da die Seife sehr dauert.

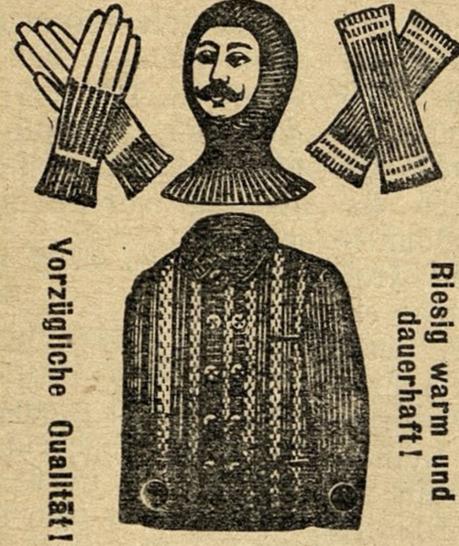
Das Stück kostet 1 Krone.

Pfefferminz-Lysoform

ist stark antiseptisches Mundwasser, welches den Mundgeruch sofort und sicher beseitigt und die Zähne bleicht und konserviert. Es kann auch bei Halskatarrhen, Husten und Schnupfen zum Gurgeln nach ärztlicher Verordnung verwendet werden. Einige Tropfen genügen auf ein Glas Wasser. Original-Flasche kostet 1 Krone 80 Heller.

Ein interessantes Buch mit dem Titel „Gesundheit und Desinfektion“ liefert auf Wunsch gratis und franko Chemiker HUBMANN, Wien, XX Petraschgasse 4.

Winter-Garnitur nur K 8.90



Vorzügliche Qualität!

Riesig warm und dauerhaft!

Konkurrenzlos billig!

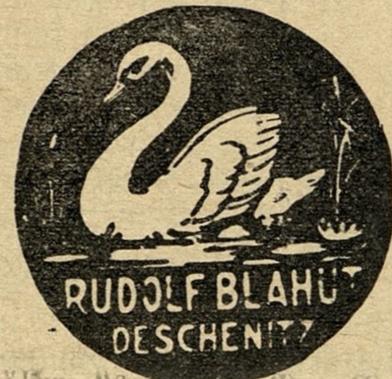
Wir lassen jetzt zu Kriegszeiten von vielen unbeschäftigten Arbeitern diese Winter-Woll-Garnitur fertigmachen und sind wir daher in der Lage, diese komplette Garnitur zu einem konkurrenzlos billigen Preise zu verkaufen. Diese Winter-Woll-Garnitur besteht aus: 1 vorzüglich gearbeiteten, sehr warmen Aermelweste, 1 sehr gut gestrickten warmen Schneehaube, 1 Paar sehr warmer guter Handschuhe, 1 Paar vorzüglicher warmer Pulswärmer und wird diese komplette Winter-Woll-Garnitur, je nach Wunsch in grau oder dunkelfärbig, von uns nur ganz kurze Zeit um den konkurrenzlos billigen

Sensations-Preis von nur K 8.90 verkauft. Alleinversand per Nachnahme durch:

Exporthaus M. Swoboda, Wien III/2, Hiessgasse 13-242.

Erstklassiges christliches Versandhaus!

!! Allerbeste Bezugsquelle !!



Billige Bettfedern

1 Kilo graue geschl. K 2.-, bessere K 2.40, halbweiße K 2.80, weiße K 4.-, best. K 6.-, Herrschaftschleiß K 8.-, Kaiserschleiß K 9.50, Daunens (Flaum) grau K 6.-, 7.-, u. K 8.-, Daunens weiß K 10.-, Brustflaum K 12.-, Kaisersflaum K 14.-. Bei Abnahme von 5 Kilo an franko.

Fertig gefüllte Betten

aus dichtfädigem roten, blauen, gelben oder weißen Kanting, 1 Tuchent, ca. 180x120 cm groß, samt 2 Kopfpolstern, ca. 80x60 cm groß, genügend gefüllt mit neuen, grauen, dauerhaften Federn K 16.-, Halbdauen K 20.-, Daunensfedern K 24.-, Tuchent allein K 10.-, 12.-, 14.- und 16.-, Kopfpolster allein K 3.-, 3.50, und 4.-. Tuchent, zirka 200x140 cm groß, K 14.-, 15.-, 18.- und 20.-, Kopfpolster, zirka 90x70 cm groß, K 4.50, 5.- und 5.50, Unterbett, zirka 180x116 cm groß, K 12.- 13.-, 15.- und 18.-. Versand gegen Nachnahme von K 10.- an franko.

Warnung vor Irreführung!

Kein veraltetes Geschäft. Modernste Geschäftsführung. Anerkannt leistungsfähigstes Haus. Reichhaltiges illustriertes Preisbuch gratis und franko. „Umtausch gestattet, für Nichtpassendes Geld retour!“

Rudolf Blahut in Deschenitz Nr. 110. (Böhmerwald.)

Wegen Gleichnamigkeit beachte man stets den vollen Firmennamen RUDOLF BLAHUT.

Das muss heute jede Frau wissen!

Der feinste Butter-Ersatz ist
BLAIMSCHEINS

„UNIKUM“

und d. haltbarste Butter-Ersatz ist

„KLEEBLATT“

MARGARINE

Vereinigte Margarine- und Butterfabriken. Wien XIV.

Schmerzhörigkeit, Ohrenausen, nicht angeborene Taubheit, Ohrenflüssigkeit beseitigt rasch und sicher Dr. F. Quastler's bals. kosm. Gehöröl

„Detiton“ Befehl. geschützt. Jeden Tag Danfschreiben. Wunderbare Erfolge. Preis 1 Fl. 3 Kronen. Weiniges Depot:

M. Vetter, Wien, III., Rubengasse 15.

I X I

reeller Nebenwerb! Traget nur mit Rückporto! Stein, Stobitsch-Sutobrad &